

Der Maler

Zeitschrift des Verbandes der Maler, Lackierer, Anstreicher, Tüncher und Weißbinder Deutschlands.

Erscheint Sonnabends. Bezugspr. 3 M., u. Anzgeb. 4 M. vierteljährlich. Schriftl. u. Geschäftsst.: Hamb. 36, Alster-Terrasse 10. Ffpr.: Nordsee 8246. Postsch.: Vermögensverw. d. Verb. Hamb. 11598
45. Jahrgang Hamburg, 6. Juni 1931 Nummer 23

10 Prozent Lohnabbau im Malergewerbe! Was nun?

Die Lohnabbauverhandlungen sind im Malergewerbe im großen und ganzen als abgeschlossen zu betrachten. Für das Reichstarrifgebiet beträgt der Abbau generell 10%. Das Abkommen ist bis 31. März 1932 befristet. Für das schlesische Gebiet wurde schon am 25. März ein Schiedspruch auf 10% Abbau gefällt, der zunächst von beiden Parteien abgelehnt wurde. Am 16. Mai wurde der Schiedspruch von beiden Verbänden anerkannt und das neue Lohnabkommen bis 28. Februar 1932 befristet. In Rheinland-Westfalen wurde nach zwei ergebnislosen Parteiverhandlungen der Schlichter angerufen, der die Verhandlungen auf den 5. Mai festsetzte. Um die Bewegung möglichst bald zum Abschluß zu bringen, wurde auf unsern Vorschlag vereinbart, daß die Schlichterkammer einen Schiedspruch fällt, über den, falls er von einer oder beiden Parteien abgelehnt wird, eine zweite Schlichterkammer endgültig entscheiden soll. Eine Verbindlichklärung war damit überflüssig geworden. Der Lohnschiedspruch wurde von beiden Parteien abgelehnt. Am 16. Mai wurde der Schiedspruch der ersten Instanz mit einigen Abänderungen bestätigt. Die Lohnbewegung ist damit auch in diesem Gebiet zum Abschluß gebracht. Für das Saargebiet wurde nach Ueberwindung heftiger Differenzen und Schwierigkeiten ebenfalls abgeschlossen, desgleichen für Koblenz. Für das Gebiet München-Gladbach stehen die Verhandlungen noch bevor.

Unsere Meister haben also ihren Willen durchgesetzt. Der Lohnabbau von 10% wird für die Betriebe, die Gehilfen beschäftigten, eine wesentliche Entlastung bringen. Der Durchschnitts-Stundenlohn betrug im Jahre 1929 128,5 S. Der Abbau nach Pfennigen beträgt somit rund 13 S. Das sind bei 48stündiger Arbeitszeit 6,24 M für die Woche. Bei 2000 Arbeitsstunden im Jahr sind dies 260 M, und wenn die mehr als hunderttausend Gehilfen, die im Malergewerbe vorhanden sind, beschäftigt wären, würde für das Malergewerbe durch die 10% Lohnabbau 26 bis 30 Millionen Mark an Lohn eingespart werden. Wir wissen sehr wohl, daß die Zahl der Beschäftigten gegenwärtig bei weitem geringer ist. Legt man die Lohnsumme der dem Reichsbund angeschlossenen Betriebe mit 87,7 Millionen Mark im Jahre 1930 zugrunde, so ergibt sich für diese Betriebe allein schon eine Lohnersparnis von rund 9 Millionen Mark. Da aber der Reichsbund nach seinen eigenen Angaben nur knapp die Hälfte der im Malergewerbe vorhandenen 63000 Betriebe erfasst, in denen allerdings der Großteil der Gehilfen beschäftigt ist, ist eine Lohnersparnis von 12 bis 15 Millionen Mark im Jahre nicht zu hoch gegriffen. Auf Gehilfenseite bedeutet aber der Abbau — ganz gleich ob nur 10 oder 30 Millionen an Lohn eingespart werden — eine ungeheure Belastung. Die 6,24 M pro Woche hat der Gehilfe, der in Arbeit steht, nun einmal weniger an Einkommen. Er muß den Hungerriemen noch enger schnallen als bisher; und da ein Preisabbau für den Lebensunterhalt bei weitem nicht in dem Ausmaße eingetreten ist, wird er selbst und seine Familie noch mehr als bisher auf die notwendigsten Anschaffungen verzichten müssen.

Bedenkt man, daß nur wenige Gehilfen dauernd beschäftigt und in der übrigen Zeit auf die kargen Unterstellungen angewiesen sind, oder gar nichts bekommen, so erscheint das Opfer, das von der Gehilfenschaft verlangt wird, noch weit größer. Das wäre aber noch zu ertragen, wenn der Lohnabbau einen Preisabbau im Malergewerbe zur Folge gehabt hätte und so neue Aufträge in größerem Ausmaße flott würden. Von einem Preisabbau will man aber im Handwerk und insbesondere im Malergewerbe nicht viel wissen. Bei den Lohnverhandlungen wurde zwar immer wieder stark betont, daß zu diesen Löhnen Aufträge nicht zu erhalten wären und nur durch einen Lohnabau in größerem Ausmaße die Betriebe wieder konkurrenzfähig zu machen sind. Der Lohnabbau ist nun da. Er ist so umfangreich ausgefallen, daß vertriebene Landesverbandszeitungen diesen mit besonderer Verfrachtung registrieren. So schreibt die „Süddeutsche Malerzeitung“ in der Nummer 9 vom Mai 1931 folgendes:

Die Lohnverhandlungen sind beendet. Die Senkung der Löhne beträgt fast ausnahmsweise 10%. Ein Vergleich mit den Lohnbewegungen der andern Berufszweige zeigt, daß das Malergewerbe es zur richtigen Zeit verstanden hat, die zweifelsohne überhöhten Löhne entsprechend zu senken, da die Lohnsenkung im Malergewerbe über das Maß der Lohnsenkungen in allen andern Berufszweigen noch hinausgeht.

14. Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands

(Vierter Bundestag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes)

Montag, 31. August 1931, und folgende Tage in Frankfurt a. M., Palmengarten-Restaurant

Tagesordnung:

1. Wahl der Kongreßleitung und der Kommissionen;
2. Bericht des Bundesvorstandes;
3. Die Umwälzungen in der Wirtschaft und die vierzig-Stunden-Woche;
4. Deffentlichkeit und private Wirtschaft;
5. Entwicklung und Ausbau des Arbeitsrechts;
6. Anträge zu den Bundessatzungen;
7. Wahl des Bundesvorstandes;
8. Erledigung sonstiger Anträge.

Der Kongreß wird am Montag, 31. August 1931, vormittags 9 Uhr, eröffnet und voraussichtlich bis Sonnabend, 5. September, tagen.

Die Vertretung auf dem Gewerkschaftskongreß regelt sich nach den Satzungen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Die §§ 32 und 33 besagen darüber folgendes:

Alle dem Bund angeschlossenen Gewerkschaften sind berechtigt, stimmbefähige Vertreter zu dem Gewerkschaftskongreß zu entsenden. Gewerkschaften, die mit mehr als drei Monatsbeiträgen oder mit Hilfsbeiträgen (§ 44) im Rückstand sind, kann durch Beschluß des Kongresses die Teilnahme an dem Kongreß oder das Stimmrecht auf demselben verweigert werden.

Auf je 15 000 Mitglieder einer Gewerkschaft entfällt ein Vertreter, desgleichen auf eine überschneidende Mitgliederzahl, wenn sie mindestens 5000 beträgt. Gewerkschaften unter 15 000 Mitgliedern können gleichfalls einen Vertreter entsenden. Die Art der Wahl bleibt jeder Gewerkschaft überlassen.

Die Zahl der Delegierten ist nach der in der letzten Jahresstatistik des Bundes festgestellten durchschnittlichen Mitgliederzahl, für die Beiträge an den Bund entrichtet werden, zu berechnen.

Anträge an den Kongreß können nach § 34 der Satzungen von jedem angeschlossenen Verband oder seinen Bezirks- oder Ortsverein gestellt werden. Anträge einzelner Gewerkschaftsmitglieder werden also nur dann zugelassen, wenn sie von einem Ortsverein oder dem Zentralvorstand der Gewerkschaft unterstützt werden.

Die Anträge müssen nach § 35 der Satzungen acht Wochen vor dem Kongreß, also bis spätestens zum 4. Juli, an den Bundesvorstand eingereicht werden, der sie spätestens sechs Wochen vor dem Stattfinden des Kongresses zu veröffentlichen hat.

Berlin, 20. Mai 1931.

Der Vorstand
des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.
Ch. Leipart.

Auch in andern Zeitungen war diese Bemerkung zu lesen. Man ist also befriedigt über das für die Meister günstige Ergebnis und sollte nun meinen, daß auch über den Preisabbau etwas gesagt wird. Da aber unsere Meister immer zwei Eifen im Feuer haben, verstehen sie es auch hier wieder, um die sich aus dem Lohnabbau ergebenden Konsequenzen herumzukommen. So konnte man schon anlässlich des Vorgehens der Reichsregierung in bezug auf Preisabbau in den Zeitungen lesen, daß das Malerhandwerk den Preisabbau vorweg genommen habe und der Lohnabbau, der unbedingt kommen müsse, den Betrieben zugute kommen soll. Den Gehilfen mutet man also gewaltige Opfer zu. Dieses Opfer soll aber nicht zur Verbilligung der Arbeit verwendet werden, sondern zur Stärkung der Betriebe. Die Arbeitslosigkeit soll in ihrem bisherigen Ausmaße weiterbestehen. Hauptsache ist, daß die Betriebe erhalten bleiben. Ob die Gehilfen dann zugrunde gehen, ist einerlei. Nur eine einzige Landesverbandszeitung, die des Württembergischen Malerbundes hat bisher zur Frage des Preisabbaues Stellung genommen, wenn auch in recht orakelhafter Weise. Sie schreibt:

Zunächst liegt es aber an unsern Kollegen, durch gewissenhafte Kalkulation und Preisstellung zu verhüten, daß der Lohnabbau sich nur zu einer weiteren Verschlechterung der Wirtschaftslage unseres sehr schon sehr daniederliegenden Berufsstandes auswirkt.

Wir möchten wünschen, daß diese gewissenhafte Kalkulation und Preisstellung überall vorgenommen wird, und zwar nicht nur bei den Neubauten, sondern bei allen Aufträgen, und daß die Betriebe so durchorganisiert werden, daß diese trotz verbilligter Preise ihr Auskommen finden, ohne aus der Arbeitskraft der Gehilfen das Allerletzte herauszuholen. Die Leistungen der Gehilfen sind in den letzten Jahren ganz gewaltig gestiegen. Die Preise für Farben und Bindemittel sind seit 1929 zum Teil um die Hälfte zurückgegangen. Dazzu kam der Lohnabbau im bereits erwähnten Ausmaße. Wenn unsere Meister nur ernsthaft wollen, dann muß es möglich sein, die Betriebe in Gang zu bringen und auch den Gehilfen für den Lohnabbau durch bessere Beschäftigungsmöglichkeit einen gewissen Ausgleich zu schaffen. Mit Geschrei nach weiterem Lohnabbau und über die zwangsweise diktierten Löhne durch den staatlichen Schlichtungsapparat schafft man keine neuen Aufträge. Dadurch wird die Rundschaft nur kopfscheu gemacht und veranlaßt, mit den Aufträgen zurückzuhalten bis zum „nächsten Lohnabbau“.

Es wäre Aufgabe der Meister, auch der Rundschaft gegenüber zum Ausdruck zu bringen, daß die Gehilfen ein Recht zum Leben haben und weiterer Lohnabbau nicht tragbar ist. Die „Süddeutsche Malerzeitung“ hat von ihrem Standpunkt aus ganz recht, wenn sie schreibt, daß es das Malergewerbe zur rechten Zeit verstanden hat, den Lohn abzubauen. Es wäre nun aber auch an der Zeit, daß sich unsere Malermeister darauf besinnen, daß nicht nur sie die Träger des Gewerbes sind, sondern auch die Gehilfenschaft, und daß ein Gewerbe nicht gelassen kann, wenn es die Meisterschaft nicht fertigbringt; auch den Gehilfen eine Existenzmöglichkeit zu bieten.

Mit dem Geschenk des Lohnabbaues hat die Meisterschaft große Verantwortung dem gesamten Berufe gegenüber übernommen. Gelingt es ihr nicht, die auf den Lohnabbau gesetzten Erwartungen zu erfüllen, dann braucht sie sich nicht zu wundern, wenn sowohl an ihrem guten Willen wie an ihrer Qualifikation als Meister gezweifelt wird.

50 Jahre Kampf um das Bleiweißverbot

Es ist nicht ganz richtig, wenn man glaubt, daß die aus der Verwendung des Bleiweiß sich ergebenden Gesundheitsgefahren erst seit 50 Jahren bekannt sind und bekämpft werden. Diese Kenntnis reicht viel weiter zurück, aber eine entschiedene und zielgesetzte Bekämpfung der Bleischäden war erst gegeben, seitdem unsere seit 1885 bestehende Organisation diesen Kampf als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtete und konsequent durchführte. Die am 27. November 1930 in Kraft getretene „Verord-

nung zum Schutze gegen Bleivergiftung bei Anstricharbeiten" hat veranlaßt, einmal rückwärtend zu betrachten, welche Erfolge unsere Organisation im Laufe des beinahe 50jährigen Kampfes auf diesem Teilgebiet des Unfall- und Gesundheitsschutzes erringen konnte. Die Bundesratsverordnung vom 27. Juni 1905 war das erste bedeutende Ergebnis. Die Auswirkungen machten sich sehr bald in einem starken Nachlassen schwerer Bleierkrankungen bemerkbar. Dennoch war das dem Verband gesteckte Ziel nicht erreicht, und wenn im weiteren Verlauf die Deffektivität und selbst die weniger eingeweihten Kreise unserer Kollegen nur wenig davon erfuhren, so deshalb, weil die Plattform des Kampfes um das Bleiweißverbot eine andere geworden war und sich weniger in Artikeln in unserm Verbandsorgan als vielmehr in Besprechungen und Beratungen mit Unternehmern, Produzenten und Behörden äußerte. Zum weiteren Ausbau der Bundesratsverordnung war auch notwendig, daß Ärzte, Sozialpolitiker, Behörden und nicht zuletzt die Versicherungsträger interessiert wurden. Das ist unserer Organisation in weitem Maße gelungen, so daß auch in diesen Kreisen trotz der geringen Zahl schwerer Bleierkrankungsfälle die Bleiweißfrage die ihr zukommende Beachtung erfährt.

Die am 27. Mai 1930 erlassene, am 27. November 1930 in Kraft getretene neue Bleiverordnung ist sicherlich ein Fortschritt, entspricht aber bei weitem nicht den Wünschen unserer Organisation. Das völlige Verbot der Bleiweißverwendung wird auch weiterhin unser Ziel bleiben. Die neue Verordnung hat dem Vorstand Anlaß gegeben, den Kollegen Streine, den ehemaligen Vorsitzenden unseres Verbandes, zu beauftragen, dem Beirat des Verbandes in einem Vortrag den Verlauf des Kampfes um das Bleiweißverbot zu schildern. Der am 2. September 1930 in Dresden gehaltene Vortrag ist jetzt in erweiterter Form als Broschüre erschienen. Es gibt in unsern Reihen wohl keinen Kollegen, der zur Behandlung dieser Fragen geeigneter wäre als der Kollege Streine, der jahrelang im Brennpunkt dieses Kampfes gestanden hat und nicht wesentlich zu dem Erlaß der neuen Verordnung beitrug.

Die Broschüre „50 Jahre Kampf um das Bleiweißverbot“ gibt eine chronologische Darstellung aller hauptsächlichsten Begebenheiten in diesem Ringen. Es wäre aber irrig, wollte man annehmen, daß das hier zusammengetragnene Material nur historischen Wert hat. Es ist vielmehr die Waffe, derer die Organisation und ihre Funktionäre zur Fortführung des Kampfes bedürfen. Die Organisation erwartet daher, daß keinem unserer Funktionäre der Inhalt der Broschüre, die den Fikalen in ausreichender Zahl zuzug und im Buchhandel 2 M kostet, unbekannt bleibt.

Sagung der sozialen Malerbetriebe

Die diesjährige Sagung sozialer Malerbetriebe und Malereiabteilungen von Bauhütten fand im Geyersparkhaus zu Hannover statt. Vertreten waren 9 selbständige Malerbetriebe durch 12 und 14 Malereiabteilungen von Bauhütten durch 17 Abgeordnete. Die selbständigen Malerbetriebe in Dresden und Köln sowie die Malereiabteilungen der Bauhütten in Schaffenburg, Greiz und Minden hatten keine Vertreter entsandt. Vom Verband sozialer Baubetriebe waren die Geschäftsführer Ellinger und Kode sowie Bezirksleiter Ege, Frankfurt am Main, als Gast anwesend. Der Vorstand des Verbandes der Maler hatte die Kollegen Baß, Mark und Buch aus Hamburg entsandt.

Die Konferenz wurde durch den Geschäftsführer Ellinger vom Verband sozialer Baubetriebe begrüßt, der einleitend auf die immer schwieriger werdenden Wirtschaftsverhältnisse hinwies und dabei betonte, daß für die sozialen Bau- und Malerbetriebe die Zeit noch nie so ernst gewesen sei wie heute. Er sprach die Hoffnung aus, daß sich auch die diesjährige Sagung vorteilhaft für die Bewegung auswirken möge.

Als Saguungsleiter wurden durch Zutuf Baß, Knolle, Ellinger, als Schriftführer Weise, Parbst, Jasper gewählt.

Die Tagesordnung wurde in folgender Fassung genehmigt:

1. Bericht über die Entwicklung der sozialen Malerbetriebe und Malereiabteilungen im Jahre 1930.
2. Die derzeitige Lage des Malergewerbes.
3. Stand der wirtschaftlichen Betriebsführung in den sozialen Malerbetrieben und Malereiabteilungen.
4. Auftragswerbung.
5. Die Arbeitsverhältnisse in den sozialen Malerbetrieben und Malereiabteilungen.
6. Sonstiges.

Zum 1. Punkt führte Ellinger aus, daß sich die Zahl der dem Verband sozialer Baubetriebe angeschlossenen Malerbetriebe im Jahre 1930 nicht geändert habe. Es bestanden 11 selbständige und 19 selbständige Malereien. Ihre Entwicklung war im Berichtsjahre nicht einheitlich. Von den 11 selbständigen Betrieben hatten 5 Betriebe eine Umsatz- und Beschäftigungsteigerung, die übrigen einen Rückgang. Ähnlich war das Verhältnis bei den Malereiabteilungen von Bauhütten. (Ueber die Entwicklung der sozialen Malerbetriebe von 1924 bis 1929 unterrichtet der unter diesem Titel in der Nr. 7, Jahrgang 1930 der „Sozialen Bauwirtschaft“, erschienene Aufsatz.)

Die selbständigen sozialen Malerbetriebe

Der Rechtsform nach bestehen die 11 selbständigen Malerbetriebe wie im Vorjahre aus 9 Gesellschaften mit beschränkter Haftung und 2 eingetragenen Genossenschaften. Mit Wirkung vom 1. Januar 1931 hat sich die Malereigenossenschaft Kiel in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgestellt, so daß im Jahre 1931 nur noch eine Genossenschaft besteht.

Ueber die Kapitalverhältnisse der selbständigen Malerbetriebe unterrichtet folgende Aufstellung:

	Ende 1929	Ende 1930
Zahl der selbständigen Malerbetriebe	11	11
Stammkapital	271 838,— M	271 875,90 M
Offene Reserven	159 965,02 „	206 247,33 „
Bilanzmäßig ausgewiesenes Eigenkapital	431 803,02 „	478 123,23 „

Soweit sich aus den bisher vorliegenden Jahresabschlüssen 1930 feststellen läßt, hat die innere Kapitalbildung im Jahre 1930 bei einem Teil der Betriebe weitere Fortschritte gemacht.

Der Umsatz stieg von 4 092 472 M im Jahre 1929 um 304 612 M auf 4 397 084 M. Die Steigerung beträgt rund 7% und liegt bei den einzelnen Betrieben zwischen 1% und 48%. Gleichzeitig hatten andere Betriebe einen Umsatzrückgang, der im einzelnen zwischen 9% und 41% lag.

Die Lohnsumme ist im Berichtsjahre um 269 402 M auf 2 180 233 M gestiegen, das sind rund 19%.

Das Verhältnis der Lohnsumme zum Umsatz bei sämtlichen Betrieben ist von 47% im Jahre 1929 auf 49,6% im Berichtsjahr gestiegen. Die Schwankungen des „hundertfachen“ zwischen den einzelnen Betrieben ist in beiden Jahren erheblich. 1929 betrug der geringste Prozentsatz 42, der höchste 66; während im Berichtsjahr die entsprechenden Zahlen 43 und 68 betragen. In derselben Zeit, in der die Lohnsummen um 19% gestiegen sind, stieg die Zahl der durchschnittlich Beschäftigten nur um 9%, nämlich von 735 im Jahre 1929 auf 801 im Jahre 1930; jedoch ist hierbei zu erwähnen, daß ein Teil der Betriebe einen Rückgang der Beschäftigten hatte.

Die Malereiabteilungen der Bauhütten

Die Entwicklung der 19 in der Aufstellung erscheinenden Malereiabteilungen von Bauhütten ist im ganzen etwas anders verlaufen als die der selbständigen Malerbetriebe. Bei einer Umsatzsteigerung um 14% ging die Zahl der Beschäftigten um 7% zurück.

Der Umsatz stieg summenmäßig von 1 564 892 M im Jahre 1929 auf 1 787 934 M im Berichtsjahr. Ein Teil dieser Malereiabteilungen hatte einen Rückschlag. Bei andern Betrieben erhöhte sich der Umsatz recht erheblich.

Für das Jahr 1930 sind zum ersten Male die Lohnsummen der Malereiabteilungen von Bauhütten statistisch mit erfaßt worden. Das Verhältnis der Lohnsummen zum Umsatz liegt hier um 1,1% höher als bei den selbständigen Malerbetrieben und beträgt somit 50,7%.

Die Zahl der Beschäftigten betrug im Jahre 1930 334 gegen 360 im Jahre 1929.

Zusammenfassung

Für sämtliche Malerbetriebe ergeben sich im Berichtsjahr folgende Zahlen:

Umsatz	5 657 364 M	6 185 018 M	9%
Lohnsumme	—	3 086 699 „	—
Verhältnis der Lohnsumme zum Umsatz	—	49,9%	—
Durchschnittlich Beschäftigte	1095	1135	4%

Trotz der allgemeinen Krise auf dem Bauplatz und damit der Krise für das Malergewerbe, haben die Malerbetriebe insgesamt im Jahre 1930 noch einen kleinen Fortschritt erzielt. Diese günstige Entwicklung hat sich allerdings in den ersten Monaten des Jahres 1931 nicht fortgesetzt.

Die rege Aussprache zu Punkt 1 brachte interessante Schilderungen über die örtlichen Verhältnisse.

In seinem Schlußwort zu Punkt 1 führte Ellinger aus, der Verband sozialer Baubetriebe sei bemüht, einheitliche Grundlagen für die Berechnung und Umlegung des Unkostenfusses zu schaffen. Um bei der Kalkulation ganz sicher zu gehen, müsse jeder Betrieb nach den Richtlinien der Abteilung wirtschaftliche Betriebsführung des Verbandes sozialer Baubetriebe organisiert werden.

Ueber das Referat des Kollegen Baß ist in Nr. 20 des „Maler“ bereits berichtet worden.

In ganz besonderer Maße nahmen die Ausführungen von Otto Kode über die „Wirtschaftliche Betriebsführung in den sozialen Malerbetrieben“ die Aufmerksamkeit der Anwesenden in Anspruch. Nach lebhafter Aussprache wurde der folgende Antrag Junge, Hamburg, einstimmig angenommen:

Die am 20. und 21. April 1931 in Hannover tagende Konferenz der sozialen Malerbetriebe verpflichtet jeden dem Verband sozialer Baubetriebe angeschlossenen Malerbetrieb und jede Malereiabteilung im Laufe des Jahres 1931 eine vollständige Malerarbeit auf den von der Abteilung wirtschaftliche Betriebsführung des Verbandes sozialer Baubetriebe vorgeschlagenen Vordruck durchzuführen und die ausgefüllten Vordrucke gegebenenfalls mit Abänderungsvorschlägen oder sonst notwendigen Bemerkungen der Abteilung wirtschaftliche Betriebsführung einzureichen.

Die Auftragswerbung

behandelte Geschäftsführer Ellinger, der dabei besonders das Verhältnis der Bauhüttenbewegung zu den gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bauberrenorganisationen besprach und erfreulicherweise feststellen konnte, daß sich dieses Verhältnis in der letzten Zeit erheblich gebessert habe.

In der Aussprache über diesen Punkt wurden mehrere Fälle dieser Art geschildert und scharf kritisiert. Besonders wurde dabei wieder der Fall des Frankfurter Gewerkschaftshauses erwähnt, wo auch die Malerarbeiten zum überwiegenden Teil an Privatfirmen vergeben worden sind.

Auch über die

Arbeitsverhältnisse in den sozialen Malerbetrieben und Malereiabteilungen

sprach der Geschäftsführer Ellinger auf Grund einer Umfrage, die der Verband sozialer Baubetriebe bei den ihm angeschlossenen Malerbetrieben und Malereiabteilungen gemacht hatte. Ne dieser Umfrage waren am 15. März 1931 bei den 11 selbständigen Malerbetrieben 279 und bei den 19 Bauhütten 148 Gehilfen, zusammen also 427 Gehilfen beschäftigt. Von ihnen erhielten:

- 178 Gehilfen den reinen Tariflohn
- 40 Gehilfen eine Leistungszulage von 1 bis 3%
- 91 Gehilfen eine Leistungszulage von 4 bis 5%
- 86 Gehilfen eine Leistungszulage von 6 bis 10%
- 32 Gehilfen eine Leistungszulage von 11 bis 20%

Im Jahre 1930 gewährten die sozialen Malerbetriebe und Malereiabteilungen insgesamt 470 Gehilfen einen übertariflichen Urlaub von 1 bis 9 Tagen, zusammen 1516 Tage, und durchschnittlich je Mann 3 1/4 Tage.

Geschichte von der revoltierenden Verbandsmarke

Warum sollte also nicht auch die Verbandsmarke revoltieren? Sie hatte es schließlich ebenso wie viele der kleinen alltäglichen Naturen richtiggehend satt gegriegt, immer das gleiche belederte — oder in diesem Falle belederte — Dasein Woche um Woche zu fristen. Man muß nämlich wissen, daß diese gemeinte, rot-gemusterte Verbandsmarke schon etliche Jahrzehnte auf dem Buckel — Verzierung: auf dem Kleisterband — hatte. Und so wird denn menschlich durchaus zu verstehen sein, daß sie also einmal von ihrem elementarsten gewerkschaftlichen Recht entsprechend Gebrauch machen wollte, das bekanntlich gehörig zu stänkern heißt.

Zwar konnte sie sich nicht, wie wir es sonst zu tun pflegen, dabei damit herausreden: Wozu zahle ich denn meine Beiträge? Sie wandte also die sophistische grammatikalische Beweglichkeit eines gut deutsch Staatsanwalts in einem völkischen Prozeß an und verschob die Rechtsbelange, indem sie sagte: Wozu wurde ich bezahlt?

Und da begann denn schon das Verhängnis für sie.

Fünfehn wir uns nicht: solche kleinen Wirklichkeitsveränderungen zuzunähen einer künstlichen Aktion tragen immer in sich verdeckt den Krassfuß eines nahen Zusammenbruchs. Also erging es vorschriftsmäßig nach allen etwanmöglichen und gesellschaftlichen Gesetzen auch unserer besagten Verbandsmarke.

Die Sache selbst begann auch hier mit einer bloßen Zwischenzeit, wie sie das Zusammentreffen von zwei sonst bemerkbar wichtigen Ereignissen mit sich bringt. Nämlich: etwas war unsere Marke dadurch der Gleichmäßigkeit

ihrer Erlebens im Schubkasten eines Küchenschrankes plötzlich entrisen worden, indem sie eines Abends verständlicher Umstände wegen buchbelleidet in der Tasche eines an sich durchaus braven Gewerkschaftsfunktionsärs in das Gewerkschaftshaus mitwanderte, wo die wieder mal fällige Generalversammlung (verbunden mit wieder mal fälliger Stänkererei) stattfand.

Na also — das Zweite kann man sich doch denken — nicht wahr? Eine Organisation ohne Opposition ist überhaupt keine Organisation. Und eine Opposition ohne — (na, auch das weiß man) ist keine Opposition.

„Bravo“, schrie die Marke folglich in ihr verzacktes Oberhirn ob solcher lieblichen Söne, die da geblasen wurden. „Das ist es. Wir müssen die revolutionäre Welle weitertreiben und dem Reformismus mal heiße Leibumschläge machen.“

„Feste“, johlte bei dieser Äußerung von der Oppositionsseite da unsere Marke mit, „heiße Leibumschläge, dann geht die revolutionäre Erhebung endlich los und ich höre auf, nur ein bonzeträufliches Kleisterpapier zu sein.“ — Richtig, wir müssen einen neuen Verband gründen!

Und darüber kam sie so in Erregung und Begeisterung, daß sie sich im Gegensatz zu dem bisher in Kreise verbundenen Verbandsbuch stellte und als erste sich ablöste von der reformistischen Piniatur ihrer Kollegen.

Ich werde dann also den Einheitsverband revolutionärer Verbandsmarken gründen, beschloß sie und stimmte auf ihre entsprechende Resolution einstimmig dafür. Daß sie ja nur dabei allein war, ändert nichts an der Tatsache, die, wenn sie einem Arbeiterkorrespondenten zu Ohren gekommen wäre, sicher in einem revolutionären Blatte gebührende Würdigung gefunden hätte.

„Die Einheitsfront steigt“, triumphierte auf dem Nachhauseweg die Marke, obwohl dies Steigen eigentlich ein Fallen war. Denn, nachdem sie sich aus dem Verbandsbuch gelöst hatte und bei irgendeiner Gelegenheit (allerdings ohne revolutionären Plan) den kuschelnden Deckel des Verbandsbuches verlassen hatte, rüschte sie mal zunächst in eine Ecke des Taschensutters, die man durchaus richtig als den Boden der gegebenen Tatsachen bezeichnen kann.

Damit war eigentlich der wesentlichste Teil ihrer revolutionären Aktion schon erfüllt. Denn verdammt: das Verbandsbuch und was da sonst noch an Papieren in der Tasche ihres Trägers vorhanden war, kümmerten sich herzlich wenig um unsere tatendurstige Marke und gingen auch weiterhin den altgewohnten, sicheren Weg. Also, zurück in den Küchenschrankkasten und von dort wieder ordnungsgemäß jede Woche einmal in die Hand des Kassierers zu korrekter Pflichterfüllung.

Darüber grollte unsere Marke. Na ja, kennen wir — obwohl doch eigentlich die Einheitsfront unentwegt weiterbestand und bereits ein benachbarter, abgefahrener Straßenbahnfahrtschein schon ein Duzend Sympathie-resolutionen für die geschlossene Phalanx zuwege gebracht hatte. Aber das genügte der Marke nicht, damit ging es nicht weiter. Es war eben Ebbe geworden und kurzerhand (oder auf höhere Anordnung?) kündigte die Marke dieses Bündnis wegen ultralinker Tendenzen des inzwischen übrigens schon zweimal gespaltenen Fahrtscheins.

Im Laufe der Zeit wurde sie dann immer tiefer in die Ecke gedrückt durch neue, zeitgestaltende Ereignisse, die zum Beispiel aus Flugschriften und Material bestanden, die der Funktionär von den Sitzungen der verschiedenen Arbeiterorganisationen mitbrachte. Erklärlich, daß unsere zugewiesenen langsam ergrauende Marke aus ihrer Abseitig-

Die Zahl der bei den sozialen Malereibetrieben und Malereiabteilungen beschäftigten Poliere beziehungsweise Arbeitsstellenleiter betrug nach der Umfrage des Verbandes sozialer Baubetriebe am 15. März 41. Davon sind 10 gegen Gehalt angestellt und 6 gegen Wochenlohn beschäftigt. 25 Poliere beziehungsweise Arbeitsstellenleiter waren gegen Stundenlohn mit einer entsprechenden Leistungszulage tätig.

Im Jahre 1930 erhielten 41 Poliere beziehungsweise Arbeitsstellenleiter insgesamt 174 Tage, das sind durchschnittlich 4,2 Tage, übertariflichen Urlaub.

Die sozialen Malereibetriebe haben somit ihren Polieren und Gehilfen erhebliche übertarifliche Vergünstigungen gewährt.

Geleitet wurden nach der Umfrage des Verbandes sozialer Baubetriebe 6 selbständige Malereibetriebe von einem Geschäftsführer, 2 von je zwei Geschäftsführern und 3 von je einem Geschäftsführer mit einem Prokuristen.

Die Malereiabteilungen der Bauhütten werden in 11 Fällen von den Geschäftsführern der Bauhütten, in 8 Fällen von besonders dazu bestellten Betriebsleitern geleitet.

Eine Aussprache fand zu diesem Punkt der Tagesordnung nicht statt.

Unter Sonstiges wurde noch die Einführung der 40-Stunden-Woche in den sozialen Bau- und Malereibetrieben behandelt. Ferner wurde noch kurz über den Werkstoffekauf und die Bleiweißverordnung gesprochen.

Am 21. April 1931 gegen 2 Uhr nachmittags schloß Knolle, Hannover, die Tagung mit dem Wunsch, daß sie zur weiteren Kräftigung der sozialen Malereibetriebe und Malereiabteilungen unserer Bauhütten beitragen möge.

Güterüberfluß oder Gütermangel?

Groß ist die Zahl derer, die sich mit der Wirtschaftslage und der Möglichkeit ihrer Besserung befassen. Die Wirtschaft ist und bleibt das Primäre und alles gruppiert sich um den Fragenkomplex wie der Mensch lebt, wie er arbeitet, sich ernährt, wohnt und kleidet. Vorschläge in Massen werden gemacht, wie dem Lebel abgeholfen werden kann, daß auf der einen Seite Not und auf der andern Seite Ueberfluß vorhanden ist. In der Abwendung dieser alles niederbrückenden Wirtschaftskrise begegnet man den mannigfaltigsten Vorschlägen. Die bekanntesten laufen auf eine Einschränkung der Produktion hinaus, weil die Meinung vorherrscht, daß zu viel produziert wird. Man stellt das Ergebnis der Produktion und die vorhandene Größe des Verbrauchs gegenüber und erklärt dann, daß hier nur durch Einschränkung der Erzeugung ein Ausweg aus dem Dilemma gefunden werden könne. Diese primitiven Vorstellungen von der Ueberwindung der Wirtschaftskrise führen vor allem zu einer seelischen Verfassung, die in einer Angst vor der Produktion ausläuft. Namhafte Kräfte zur Ueberwindung der Wirtschaftskrise werden dadurch von vornherein gelähmt.

Man reitet besonders gern auf der sogenannten Kaufkrafttheorie herum. Der Ausbruch der amerikanischen Wirtschaftskrise ist den Verfechtern dieser Theorie ein willkommener Anlaß, die Kaufkrafttheorie in Grund und Boden zu verdammen. In Verfolg solcher Anschauungen kommt man zu der Ueberzeugung, daß nicht zu wenig, sondern zu viel verbraucht wird. In der März-ausgabe des „Kunstwart“ befindet sich ein Artikel, der sich mit den Gefahren der Konsumkrafttheorie beschäftigt und als so wertvoll erachtet wird, daß ihn mehrere Zeitungen nachdrucken. Hören wir einmal den Vertreter eines ausgesprochenen Pessimismus, was er über das Thema Produktion und Verbrauch zu sagen hat:

„Das Jammern über den nachgelassenen Konsum ist um so verwunderlicher, als wir doch geradewegs aus einer Zeit kommen, in der der Konsum gegenüber der Vorkriegszeit quantitativ, vor allem aber qualitativ rapid gestiegen ist. Man zeige uns den Durchschnittsmenschen, dessen Lebenshaltung nicht im ganzen, mindestens aber auf verschiedenen Gebieten über der Vorkriegszeit liegt. Und selbst da, wo er persönlich nicht besser lebt, da nimmt seine Lebenshaltung oder die seiner Kinder teil an dem Standard, den die öffentliche Hand in irgendeiner Form geschaffen hat. Wir brauchen nur einige Gebiete zu nennen, um anzudeuten, was wir meinen. Kosmetik, Seide und Kunstseide,

Wo bleibt der zweite Mann?

Du bist schon Mitglied des Verbandes, Du weißt, weshalb du Mitglied bist, Jedoch manch anderer deines Standes Weiß nicht, weshalb er es nicht ist.

Du weißt, daß deine Interessen Nur dein Verband am besten wahr. Der andre hat's noch nicht ermessent, Vielleicht, weil er den Beitrag spart.

Den nimm aufs Korn, und zwar noch heute, Erkläre ihm, was der Verband Für ihn, sein Weib und Kind bedeute Und was er schulde seinem Stand.

Dein Ehrgeiz sei, in diesem Jahre Zu werben einen zweiten Mann. Beweise ihm durch Kommentare, Wie der Verband ihm nützen kann.

Entkräfte seine Argumente Mit Logik, die nicht unterliegt. Zerstreue, was ihn von uns trennte, Bis endlich seine Einsicht siegt.

Erlahme nicht bei diesem Werke, Bis sich zu dir, dem ersten Mann, Gesellt des zweiten Mannes Stärke, Die mit dir doppelt wirken kann.

Wirkt du, Kollege, solcherweise, Dann wirkt dein Werk wie jene Kraft, Die auf dem Wasser viele Kreise Aus einem Kreis durch Steinwurf schafft.

Dann wird der Jahreschluß ergeben: Dein Hort, dein Anwalt, dein Verband Ersteht dank deinem Werbestreben Als doppelt mächtiger Gigant. Victor Kallnowski

Auto, Radio, Grammophon, Vergnügungen, Gaststätten, Schulfeste, Sport, Hygiene, Sozialgesetzgebung usw. In Wahrheit kam auf den deutschen Tisch seit Jahren vorgegessenes Brot. Wir haben nicht zu wenig, sondern zu viel verbraucht für unsere Verhältnisse, in jeder Weise und an jedem Ort. Der einzelne wie der Stand, der Staat, die Gemeinde.“

In dieser Weise geht es den ganzen Artikel hindurch. Der Verfasser ist von dem übernatürlich gestiegenen Verbrauch überzeugt. Die riesenhaften Vorräte auf allen Gebieten der Warenerzeugung scheinen ihn in seinen fatalistischen Anschauungen nicht gestört zu haben. Er urteilt nach den Gedanken unserer Großväter, die der Meinung waren, daß der einzelne und das Volk sich nur durch Einschränkung, äußerste Sparsamkeit und Verzicht auf jeglichen Genuß emporzuarbeiten vermögen. Das typische altpreussische Gröpphngern! Kein Wunder deshalb, wenn solche Leute zu folgender Prophezeiung gelangen: „Die Krise wird in Deutschland auf keinem andern Weg zu befeitigen sein als auf dem natürlichen, aber grausamen und harten, daß wir so lange sparen, hungern, entbehren, arbeitslos sein müssen, bis wir wieder das Brot essen können, das wir erst verdient und bezahlt haben, und bis wir von dem wenigen, was wir verdienen, auch etwas beiseite gelegt haben, um mit echtem Kapital wieder produzieren zu können.“ Das ist die Lebensphilosophie eines ausgesprochenen Skeptikers, die er mit aller Brutalität ausspricht und die in zahlreichen Unternehmiergehirnen Anklang findet.

Es wäre wirklich traurig, wenn die Menschheit nur aus solchen Pessimisten bestände. Wir wären vielleicht noch auf der Entwicklungsstufe von vor 50 Jahren, hätten nicht fühnere Naturen die Entwicklung der Menschheit mit einem Schläge vorwärts gestossen. Ehe wir unsere eigene Meinung dazu sagen, möchten wir einmal einen Vertreter der gegenteiligen Meinung zu Worte kommen lassen. In der „Frankfurter Zeitung, Reichsausgabe 259/261, befindet sich ein Artikel von Prof. Wilhelm Röpke über das Thema

„Die Angst vor der Produktion“. Der Verfasser dieses Artikels sieht das objektive Hauptsymptom der Krise, den Abfall der Produktion, in der Erlahmung der Energie zur Ueberwindung der Wirtschaftskrise. Diese wirkt sich in der Angst vor der Produktion aus. Doch lassen wir den Verfasser selbst sprechen.

„Der Satz, daß die Produktion der Konsumtion davon-gelassen und daß dadurch die Krise verschuldet sei, kann nichts anderes bedeuten, als daß offenbar von allen Gütern zugleich zuviel produziert worden ist. Wäre das richtig, so wäre offenbar der Sinn alles Wirtschaftens auf einer auf Ueberwindung der ewigen Güternappigkeit gerichteten Tätigkeit auf den Kopf gestellt. Davon kann jedoch ernstlich nicht die Rede sein. Die Versorgung der breiten Massen steht, gemessen an dem Standard, der heute in den oberen Einkommensschichten als notwendig angesehen wird, noch immer auf so beklagenswert niedrigem Stande, daß kaum eine Verzehnfachung der bisherigen Produktion genügen würde, um die Spannung auch nur einigermaßen auszugleichen. Bis dahin hat es nicht den geringsten Sinn, über die Notwendigkeit zu streiten, daß alle Produktivkräfte, über die wir nur irgend verfügen, in den Dienst des Kampfes gegen den Gütermangel gestellt werden müssen. Wir können also niemals zuviel Arbeitskräfte im ganzen haben, sondern nur zu wenig, nicht zu viel Maschinen, sondern zu wenig, nicht zu viel Rationalisierung, sondern zu wenig.“

Professor Röpke ist Mitglied der von der Regierung eingesetzten Kommission zum Studium des Problems der Arbeitslosigkeit. Wir sind geneigt, seinen Anschauungen voll zuzustimmen. Es ist in der Tat so, daß gemessen an dem Lebensstandard, der heute bei den oberen Einkommensschichten als notwendig angesehen wird, die Lebenslage der unteren Schichten sehr schlecht ist. Auch stimmen wir dem Verfasser darin zu, daß der Kampf gegen den Güterüberschuß in Wirklichkeit ein großer Unsinn ist. Aber damit vergleiche man einmal die oben zitierten Auslassungen, die aus Gedankengängen der frühkapitalistischen Periode geboren und heute noch in breiten Schichten lebendig sind. Ganz richtig führt Röpke die Wirtschaftskrise, das heißt die Freisetzung von Arbeitskräften auf den Produktionsüberschuß auf der einen Seite und den Mangel und die Not auf der andern Seite auf funktionelle Störungen zurück. Er vergleicht sie mit dem deutschen Heer im Kriege, wo infolge Organisationsstörungen Truppeneinheiten außer Aktion blieben, während sie an andern Stellen der Front bitter entbehrt wurden. Der Verfasser ist auch gegen die Streckung der Produktion durch Verkürzung der Arbeitszeit. Er findet die Angst vor der Produktion absurd, „absurd die Anschauung, daß wir uns auf eine Streckung der Produktionsaufgaben einzurichten hätten, und absurd der Kampf gegen alle Bestrebungen, den Produktionsserfolg zu verbessern“. Nur eins vermisse wir, den Ausweg aus diesem Dilemma. Man mag über die Kaufkrafttheorie sagen was man will, man wird die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß gestohlene Massenkaufkraft letzten Endes ein Gentil ist, um den Güterüberschuß zum Ab-laufen zu bringen. Ganz richtig ist es, wenn man sich, wie Professor Röpke, gegen die Ueberproduktions-mythe wendet; aber unvollkommen bleibt die Kritik überholter Anschauungen, wenn man den Weg nicht bis zu Ende geht. Der Endpunkt einer gesunden Wirtschaftsbetrachtung liegt in dem Gedanken, die Bevölkerung im ganzen so kaufkräftig zu machen, daß sie durchaus in der Lage ist, alle menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ein solcher Zustand verhindert Warenstauungen und schafft Wohlstand für alle. Die Produktionsausweitung und die daraus sich ergebende Güterfülle sind dann kein Problem mehr, sondern ein durchaus natürlicher Entwicklungsgang, um die Menschheit zu immer höherer Kultur zu führen. Das Anrecht eines jeden einzelnen Menschen auf die Schöpfungen der reichlich fließenden Güterproduktion sollte ein Naturrecht sein, dessen Inanspruchnahme von keiner Stelle verweigert werden kann. Die Behauptung, die deutsche Bevölkerung verbrauche zu viel und lebe über ihre Verhältnisse, entstammt dem Gedankenkreis von Leuten, die sich die menschliche Gesellschaft nur aus einer praffenden Oberschicht und darben den Massen vorstellen. Es mutet einen an, als hätte man sie vor hundert Jahren vergessen zu begraben.

Zeit noch immer dieselbe Parole bei jeder sich bietenden Gelegenheit herunterleierte und, weil sie kein Gehör je wieder fand, schon faktische Ueberlegungen anstellte, ob man nicht neben der Einheitsfront der getränkten Ueberwürste auch eine Einheitsfront aller vereinsamten Querulanten gründen müsse. —

Über dazu kam es nicht mehr.

Was kam, war eines Tages ein großes, scharfes Trennmesser, das säuberlich Stück um Stück des Erdenreiches unserer vergessenen Verbandsmärkte auftrannte, um aus den noch brauchbaren Stoffteilen eben dieser weltgeschichtlichen Tacke ein paar durchaus sachlich nüchterne Dosenböden einiger lebensfroher Jungen zu flicken.

Die arme Marke hat niemand wieder gesehen. Es sei denn, daß sie mit andern unbrauchbar gewordenen Papierstücken über einen langen Umweg, der auch durch eine Papiermühle führte, wieder zu neuer Herrlichkeit erstand.

Vielleicht wieder als brave, neue, an der Zukunft mitbauende, freigewerkschaftliche Verbandsmarke — vielleicht aber auch als hakentreuzegeichneter Beitragsweis. Des Menschen Weg ist bekanntlich ein jeftamer Weg. Warum soll da ausgerechnet nicht auch eine revolutionäre Verbandsmarke — — — ?

Soviel sei noch berichtet: Als später, gelegentlich ein treuer, alter Funktionär des Verbandes zurückschauend und das Verengene nacherlebend sein Verbandsbuch durchblätterte, entdeckte er das Fehlen dieser einen Marke. Wohl störte dieser Verlust ihn nicht weiter und hinderte ihn keineswegs in seinen erworbenen und verbuchten Rechten — immerhin, es machte ihn doch etwas traurig und er beschloß, für die Zukunft noch besser auf sein Verbandsbuch zu achten. Otto Ziefa

Sprache der Hände im Bilde

Eine der schwierigsten Aufgaben bei der Schaffung von Bildnissen bestand von jeher in der richtigen Behandlung der Hände. In der Malerei wußten die Künstler je nach ihrer Art entweder besonderes Gewicht auf die Darstellung der Hände zu legen oder sie nebensächlich und im Dunkel zu verbergen. Das ist auch sehr verständlich, wenn man berücksichtigt, daß die Hände fast ebenso viel Ausdruck des Charakters sind und vom Wesen der dargestellten Persönlichkeit wiedergeben können wie das Gesicht. Van Dyck hat einmal gesagt: „Was den Menschen himmelhoch über alle Kreatur erhebt, ist allein die Hand. Freude und Leid, Schönheit und Anmut, Ehrlichkeit und Falschheit offenbart die mehr oder weniger schöne Männer- oder Frauenhand.“ — Alle großen Bildnismaler haben deshalb besonders Hände studiert; denn die Zahl der Zeichenstudien großer Meister, die Hände darstellen, ist sehr groß, und beim Studium dieser Darstellungen von Händen zeigen sich klar und eindringlich die Bedeutung und der Charakter der Hand. Ähnliche Probleme wie der Malerei boten sich der Photographie in der Darstellung der Hände.

Eindrücklich muß darauf hingewiesen werden, daß die Hand ihre Physiognomie besitzt wie das Haupt des Menschen; sie muß daher vor der Wiedergabe im Bilde ebenso studiert werden. So kann ein sehr markantes und reizvolles Gesicht vielleicht verlieren, wenn allzu großes Gewicht auf die Wiedergabe der Hände gelegt wird. Man tut besser, diese im Halbschatten oder gar bedeckt zu lassen. Wo die Hände jedoch wesentlich zur Charakteristik der Persönlichkeit beitragen, sollen sie mitwirken. Selten wird man es jedoch wagen können, die Hände so auffällig mit dem Antlitz konkurrieren zu lassen, wie auf Leonardos berühmtem Bildnis der „Gioconda“. Diese vollkommen

ruhigen, wohlgeformten Hände fügen sich harmonisch dem Bildnis ein und sprechen ebenso wie das Antlitz.

Ganz besonders Geschick erfordert es, die Hände am Gesicht anzubringen, etwa den Kopf oder das Kinn stützend. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Stellung viele reizvolle Bildnisse geschaffen wurden, aber die Gefahr liegt nahe, daß die Hand schöne und charakteristische Züge des Gesichtes durch unharmonische Formen zerstört. Geradezu ein Musterbeispiel wundervoller Wirkung der Hände in einem Doppelbildnis stellt Rembrandts „Judenbraut“ dar. Nicht viele Künstler könnten es wagen, die Hände so vorherrschend in einem Bildnis wiederzugeben. Ueberhaupt kann gerade Rembrandt, besonders Rembrandt als Radierer, nicht genug zum Studium empfohlen werden. Das Gemälde weicht in seiner Technik und in seinen Voraussetzungen zu sehr von der Photographie ab, aber die Radierung als Schwarz-Weiß-Kunst erleichtert Vergleiche und Anwendungen. In dem Bildnis der „Lesenden Alten“ sind die Hände, die das Buch halten, im Schatten gelassen, alles Licht fällt auf das von der großen Haube bedeckte Antlitz. Die Hände sind ja auch in diesem Porträt an sich bedeutungslos.

Wie sehr Hände für sich sprechen und wirken, kann man auch in der Photographie studieren. — Man würde nun vollkommen fehlgehen in der Annahme, daß nur die gepflegte, „manifizierte“ Hand die Wiedergabe lohnt. Nicht, die charakteristische Form der Hand ist es, die entscheidet, der Ausdruck, der sich in den Händen zeigt und die Persönlichkeit ihres Besitzers kennzeichnet. Diese charakteristische Ausdrucksform kann durch keine Maniküre verbessert werden, und keine noch so grobe Arbeit kann den ursprünglichen Adel einer Hand zerstören. Es kann für den Photographen wie für den Maler nur darauf ankommen, diese wie jene Hände in ihren charakteristischen Wirkungen wiederzugeben. Fritz Hansen, Berlin.

Unterhaltung Wien

Der Fliederbaum

Hinter meinem Haus blüht ein alter Fliederbaum. Seine Blüten sind der einzige Gruß, den der Frühling den Armen bringt, die in den Wohnungen, deren Fenster auf diesen Hof hinausgehen, haufen.

Gewiß, in den Vorgärten der Herrenhäuser blühen schönere Bäume, aber wir achten diese gepflegte Schönheit nicht, weil ein Gefühl innerer Verbundenheit uns in unserm Fliederbaum etwas ganz Besonderes, nur uns Gehörendes, sehen läßt; denn der Fliederbaum ist unser, obgleich niemand eigentlich weiß, zu welchem Hause er gehört.

Er ist da, bringt hellen Glanz in alle Augen und schenkt jedem Mädchen, das an warmen Frühlingsabenden in seinem Bereiche kost, ein Sträußchen; was will man mehr von einem alten, fast vertrockneten Bäumchen, von dem niemand weiß, wie es ihm gelingt, sein Leben zu fristen und in jedem Frühling in unverdrossener Schönheit zu blühen.

Ob es wohl selbst schon einmal darüber nachgedacht hat, wie es kommt, daß sein Bruder, der irgendwo in einem freundlichen Vorgärtchen unter der Obhut eines Gärtners Wurzel schlug, in einem Boden, der reichlichere Nahrung gibt, und der seine Zweige ungehindert ins Licht strecken kann, soviel Licht und Sonne schlucken darf, während es sich selbst kaum durch den Tag zu bringen weiß?

Ich glaube nicht; denn sonst hätte er wie der alte Berginvalid, der 40 Jahre lang für den Besitzer jenes Vorgärtchens seine müden Knochen zur Grube schleppte, um sich und seine Familie kümmerlich zu ernähren, während jener reich und reich wurde, in dem Augenblick seinem Leben ein Ziel gesetzt, als ihm die furchtbare Ungerechtigkeit eines Lebens unter solchen Bedingungen klar wurde.

Er hätte sich wie jener geweigert weiter zu leben; doch ich glaube nicht, daß unser Fliederbaum je zu solchen Erwägungen kam. Vielleicht weiß er auch gar nicht, daß er Bruder hat, die besser leben als er; denn von seinem, mit hohen Mauern eingegrenzten Reiche hat er nie einen seiner Brüder gesehen, noch mit einem von ihnen gesprochen.

Nur im Frühling, wenn zum ersten Male Mittags die Sonne wieder auf ein kurzes Stündchen über die Dächer lugt, mag ein dunkler Trieb in seinem Innern ihm erzählen von einem neuen und besseren Leben, das nun überall in Wald und Flur seinen Anfang nimmt.

Dann rafft er alle seine Kräfte zusammen, um der Erde noch einmal den kümmerlichen Rest ihrer verbrauchten Säfte zu entziehen und sie den knospenden Zweigen zuzuführen, die sich darauf voller Freude am Leben und Blühen mit Blättern und Blüten schmücken, zur Freude der Armen, die schon wochenlang durch die verrußten Fenster spähen, um den ersten Gruß des Frühlings zu erhalten; denn der Fliederbaum ist das Maß ihrer Hoffnung: Blüht er, dann ist es ihnen wie der Gruß einer neuen Zeit, die zu beginnen sich anschickt, um allem Elend ein Ende zu machen.

Treuziger und mutiger blicken sie in diesen Wochen um sich, bereit, Großes zu vollführen; aber es wird ihnen wohl gehen wie dem Fliederbaum, dessen Blüten in jedem Jahre ein wenig dürrer werden, bis er elend verkümmert wird, wenn nicht eines Tages ein starker Wille oder ein mächtiger Sturm ihn aus der Dürftigkeit seines Daseins herausreißt und ihn in ein besseres, freieres Land verpflanzt.

Erich Grisar.

Die Schönheit der Großstadt

Gewiß gibt es Schönheiten in der Großstadt. Aber kann man allgemein von der Schönheit der Großstadt sprechen, wie man von einem bestimmten Reiz dieser oder jener Landschaft, von der Romantik einer Kleinstadt oder von dem Idyll eines Dorfes spricht? Ich glaube doch, daß auch die Großstadt Schönheiten aufweist, die nicht nur in sie hineingestellt sind, wie ein bestimmter Bau, ein Museum oder ein Denkmal, sondern die aus ihrer ganzen Art und Bestimmung heraus wirken.

Jede Stadt zeigt das Gepräge ihrer Zeit. Hier ist alles konzentriert, zentralisiert. Wollen wir also ein wenig unsere Zeit eripfen, brauchen wir nur die Stadt uns näher anzuschauen. Von der Vergangenheit wissen wir, daß die Stadt in deutlichen Beziehungen zu ihrer Zeit stand. Man denke nur an das Altertum: Rom, Antike, an das Mittelalter: Venedig, Nürnberg. Die Gegenwart aber weiß ihrer Stadt kaum ein Pied zu fügen, spricht von Steinwüste, Riesenlajernen, ohrenbetäubendem Lärm, und ihr Mensch flüchtet sich nur allzu gern, und sei es nur gedanklich, in irgendwelches Idyll des Vergangenen.

Wir aber leben in dieser „verwünschten“ Stadt, arbeiten und bewegen uns mit nur kurzen Unterbrechungen in ihrem Reichbild. Auch die Zukunft wird die Großstadt kennen, ebendiesem noch in einem ganz andern Ausmaße — was denke nur an Amerika — und eine zukunftsreiche sozialistische Gesellschaft wird uns nicht in Paradiesgärten und Rosenhainen wandeln sehen. Die Großstadt wird also noch ein Weibchen bestehen. Vermögen wir also uns ein wenig mit ihr anzuschauen, sie anzuschauen und ein wenig hinter ihre Schönheiten zu kommen.

Es will nicht anfallen, registrieren. Schönheiten wollen entdeckt, gefunden werden. Auch du, lieber Leser, laßst hier ein bißchen betrachtend und nicht immer hastend und herrschend durch die Straßen ziehen. Einige Anregungen hier für mit auf dem Weg gegeben.

Jede Stadt, und vornehmlich die Großstadt, ist Ausdruck ihres wirtschaftlichen Betriebes. Die Art der Güterherstellung, Sorge um die Bedürfnisse der Allgemeinheit graben Falten in das Gesicht einer Stadt. Du siehst das ruhige Arbeitsgesicht einer Industriestadt, das lähne Antlitz einer Seehandelsstadt und das immer aufgeregte Gesicht einer Regierungs- und Geschäftsstadt. Das Bild seiner Heimatsstadt zu finden, ist also nicht allzu schwer.

Die Großstadt wurde, ist gewachsen. Ein bequemer Flußübergang war vor Jahrhunderten oft Anlaß, daß einige Sütten entstanden, aus denen sich allmählich eine Stadt entwickelte. Ein Ring legte sich um den andern, wie beim Wuchs eines Baumes. Nachdenklicher Stadtmensch, zähle die Jahrhundertringe deines Wohnorts und gehe ein wenig dem Geist dieser zurückliegenden Zeiten nach! Die Stadt kennt also eine organische Gliederung. Trotz aller kapitalistischen Wirtschaft, in der Privatinitiative wahllos und nur profitberechnend baute, hat sich eine „Arbeitsteilung“ der Stadt ergeben. Da gibt

Leben

Leben heißt streiten und niemals gleiten auf gut geölten Alltagsbahnen, zum Kampf sich bereiten um bessere Zeiten, im Winde halten die Sturmesfahnen.

Leben ist streben, sich niemals ergeben den Kräften, die uns entgegenstehen. Das Banner erheben, die Welt neu erleben, mit offenen Augen die Sonne sehen.

Leben heißt fliegen und nicht unterliegen dem Gegner, der zum Kampf sich stellt — dem Lichte aufzulegen, mag's brechen und biegen: Wir schaffen eine neue Welt!

Heinz Jacobs.

es Arbeits-, Geschäfts-, ja, noch Berufscentren, wie es weit deutlicher im Mittelalter zur Zeit der Lünfte hervortrat. Bewunderer der Organisation eines Bienenstaates, betrachte auch einmal das nicht immer zufällig zusammengebrachte Menschengedümmel einer Großstadt.

Hunderttausende arbeiten auf wenigen hundert Quadratkilometern. Innerhalb dieses engen Bezirkes befinden sich heute getrennt die Arbeits- und Wohnstätten der Bewohner. Täglich tritt oft zweimal eine Verschiebung, eine Entlastung des einen, eine Entlastung des andern ein und umgekehrt. Und wiederum das menschliche Schaffen ist streng geteilt, an bestimmte Stellen konzentriert. Wir kennen solche Tätigkeitsblöcke. Das ist das Telegraphenamt, der Schlachthof, das Warenhaus und vieles andere mehr. Ein ständiges Hin und Her, Auf und Ab. Stillstehender Beobachter, sehe dir einmal diese Bewegungsgeschichte in deiner Stadt an.

Es gibt also mancherlei Art, die Großstadt zu schauen und nicht nur graue Eintönigkeit in ihr zu finden. Graue Eintönigkeit? Wenn man an jeder Straßenecke die grellbunten Säulen und Tafeln der zahlreichen Anstaltungen findet, wenn die roten, gelben und elfenbeinfarbenen elektrischen Wagen die Straße durchlaufen, wenn aufdringliche Reklame die kontrastreichen Farben bevorzugt und neuerdings die Hausfassade ein sommerfarbenes Kleid erhält! Und strahlt nicht jede Jahreszeit anders in dieses lebensbrandende und arbeitswühlende steinere Meer hinein! Wie gern sehen wir im Frühling manch einen Platz oafenhaft in jaghaftem Schmuck, spüren wir die brütende Stille des Sommers und freuen uns auch hier des Winters, wie er alles betupft und das Leben dämpft, alles scharfkantige wölbt. Naturfreund und Schwärmer, erspähe diese Landschaft: eine Landschaft, die fortwährend ihr Gesicht durch Regen, Dunst, Nebel, Dämmerung und künstliches Licht verändert.

Wird aber eine solche Betrachtung nicht gestört durch den Lärm, der uns umgibt? Aber — und auch hier mache ich einen Einwand — muß denn immer Lärm nur betäuben? Kann man denn nicht ebenso die besonderen und eigentümlichen Geräusche einer pulsierenden großen Stadt heraushören: wie einzelne Geräusche anschwellen zu einem einzigen Afford, wie im Sageswechsel sich ein solches Notenbild verändert? Gewiß, nicht alles ist schön, aber man muß herausfinden, was klingt. Du empfindsamer Aesthet, der du über einen Rabenschrei auf einsamer Flur und über ein Hundegebell in nächstlicher Dorfeshülle entzückt bist, horch ein mal hinein in deine ständige Umgebung.

Noch manch anderes wäre anzuführen, manche Einzelheit betrachtenswert, wie: die Schaufenster als Guddöcher des modernen Warenmarktes, die Anschlagtafeln als Zeitskinder, die Straßenhändler, jene Schreikaufleute, denen man im Orient stundenlang zuhören würde, und noch manch anderes mehr. Jedoch, greift nur selber hinein und wo ihr's paßt, da ist's auch interessant. Damit sei aber alles Beilagenwerte, Nachteilige und Ungezunde einer Großstadt nicht vergessen.

B. L.

„Künstliche Glieder im Altertum“

Von Rolf E. Reiner.

Schon im frühen Altertum verstand man es, künstliche Gliedmaßen in erstaunlicher technischer Vollendung herzustellen. Die Häufigkeit des strafweisen Abschneidens der Ohren, Nasen und Lippen bei den alten Indern brachte es mit sich, daß die Verunzierten nach einem Erfas verlangt, den geübte Handwerker naturgetreu aus Gips herzustellen verstanden. In der griechischen und später in der römischen Kulturperiode gab es Spezialisten, die den Soldaten für die in den zahlreichen Kriegen der Zeit verlorenen Arme und Beine künstliche Gliedmaßen anfertigten. Im Royal College of Surgeon in England wird ein Holzbein aufbewahrt, das in einem Grabe bei Capua gefunden wurde und etwa aus dem Jahre 320 vor Christus stammt. Es wird im Museumsatlas wie folgt beschrieben: „Das künstliche Glied stellt genau die Form des linken Beines dar; es ist aus einzelnen Stücken dünner Bronze hergestellt, die mit Bronzenägeln an dem aus Holz geschnittenen Kern befestigt sind. Zwei eiserne Stangen, die am freien Ende über für die Anschlußriemen haben, befinden sich am obersten äußeren Ende.“

Heute glaubt man allgemein, daß G. B. von Verlichingen der erste gewesen sei, der auf den Gedanken kam, sich seine Hand — er verlor sie bekanntlich 1504 bei der Belagerung von Landshut — durch eine eiserne ersetzen zu lassen. Plinius und Silius aber erzählen ausführlich von Marcus Sestius Silus, dem Großvater des berühmten Catilina, der, nachdem er seine Rechte im Zweiten Punischen Kriege verloren hatte, mit der eisernen Prothese Wunder der Tapferkeit vollführte. Plinius meint: „Andere sind Sieger über Menschen gewesen, er aber hat selbst sein Schicksal überwunden.“

Aber auch künstliche Zähne und künstliche Augen kamen damals schon vor: ein tadellos erhaltenes künstliches Gebiß, das in der uralten Etruskerstadt Tarquinii gefunden wurde, wird jetzt im Museo municipale zu Corneto aufbewahrt. Der berühmte französische Chirurg Ambroise Paré war der erste, der im 17. Jahrhundert (1661) einem lebenden Menschen ein künstliches Auge, das er selbst aus emailliertem Golde hergestellt hatte, in die Augenhöhle einsetzte. Paré erklärte auf Befragen ausdrücklich, daß er die Kenntnis dieses Verfahrens der Lektüre der alten römischen Klassiker verdankt, die die Herstellung des künstlichen Auges und den Vorgang der Einsetzung in aller Ausführlichkeit beschrieben hätten.

Wie sagt Deti Altiba? Es ist alles schon einmal da gewesen!

Der Maler als Mädchen für alles

Wie oft kann man beobachten, daß gerade von unsern Kollegen auf Privatarbeiten „Gefälligkeiten“ verlangt werden, die mit dem Wort „Maler“ gar nichts zu tun haben.

Nachfolgend einige Beispiele aus meiner Praxis: „Ach, Herr Maler, haben Sie nicht ein bißchen Firnis da; unser Gartenor quietst so sehr, ölen Sie es doch bitte ein bißchen.“

„Maler, würden Sie mal so gut sein und mir die Gardinen aufmachen? Ich werde nämlich so leicht schwindlig.“

„Tuen Sie mir doch meinen Ofen ein bißchen schwärzen, der sieht so schlecht aus; ich mache mir dabei immer die Hände so schmutzig.“

„Herr Maler, ich bin immer recht nett zu Ihnen; würden Sie mir mal meinen Kofettbedel streichen?“

Der kleine Walter: „Onkel Maler, tußt du mir mal mein Segelschiff streichen?“

„Anna! Schließen Sie das Büfett fest zu, die Maler kommen jetzt.“

„Was, die Rechnung macht 18 A mehr?“

„Ja, das machen all die Kleinigkeiten, die ich nebenbei für Sie gemacht habe.“

„Ja — ich habe Ihnen doch dafür jedesmal eine Zigarette gegeben.“

Wie man sich in solchen Fällen zu verhalten hat, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, denn das weiß schließlich jeder Kollege am besten.

E. Schl.

Wie hieß der erste Bergwerksbesitzer, und wie hieß sein Chauffeur? — Jakob, und sein Chauffeur Leib. Denn Jakob sprach: „Ich werde mit Leib in die Grube fahren.“

In einer Schule, in Sachsen irgendwo, erzählt der Lehrer den ABC-Schützen die Geschichte vom verlorenen Sohn. Sehr eindrucksvoll schildert er, wie der Sohn wieder zurückkommt, der alte Vater sich auf die Erde wirft und bitterlich weint.

„Nun, Kinder, kann mir jemand sagen, warum der alte Vater wohl so geweint hat?“

Eine Zeitlang herrscht Stille; plötzlich fliegt eine Hand hoch.

„Nun, Friz? Warum, meinst du, weinte der Vater so?“

„Nu, grinsen sie vielleicht nich, Herr Lehrer, wann se mit 'n Gesichte uff 's Pflaster fliechen?“

Sohn der Torheit, träume immer, Wenn das Herz im Busen schwillt; Doch im Leben suche nimmer Deines Traumes Ebenbild!

W. L.

Aus unserem Verbandsleben

Entscheidung des Reichsarbeitsministers

Die nachstehend bezeichneten Tarifverträge werden im angegebenen Umfange gemäß § 2 der Tarifvertragsordnung (Reichsgesetzblatt 1928 I S. 47) für allgemein verbindlich erklärt.

I. Parteien des Tarifvertrages:

a) auf Arbeitgeberseite:

Landesverband Bayerischer Maler- und Lackierer-Innungen, München;

b) auf Arbeitnehmerseite:

Verband der Maler, Lackierer, Anstreicher, Lüncher und Weißbinder Deutschlands, VII. Bezirk, Bayern, München.

II. Tag des Inkrafttretens: 1. Mai 1930, Bezirksvereinbarungen (örtliche Bestimmungen für die Lohngebiete in Bayern rechts des Rheins), Nachträge zum allgemeinverbindlichen Reichsmanteltarifvertrage vom 18. April 1930.

III. Der Zentralverband christlicher Maler und verwandter Berufe Deutschlands, München, hat gleichlautende Bezirksvereinbarungen mit dem Landesverband Bayerischer Maler- und Lackierer-Innungen, München, abgeschlossen.

IV. Beruflicher Geltungsbereich der allgemeinen Verbindlichkeit: Gewerbliche Arbeiter im Maler-, Lackierer- und Anstreichergewerbe.

Von der allgemeinen Verbindlichkeit sind ausgeschlossen:

1. Die Arbeiter sachfremder Betriebe, die lediglich mit Instandsetzungs- oder Ergänzungsarbeiten für Betriebsanlagen oder mit Arbeiten beschäftigt werden, die zum Produktionsprozeß gehören;
2. die ständigen Arbeiter der öffentlichen Arbeitgeber;
3. die unständigen Arbeiter der öffentlichen Arbeitgeber, die lediglich mit Instandsetzungsarbeiten oder Ergänzungsarbeiten beschäftigt werden.

V. Räumlicher Geltungsbereich der allgemeinen Verbindlichkeit:

Vom Freistaat Bayern die Lohngebiete Amberg, Ansbach, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Berchtesgaden, Eichstätt, Erlangen, Forchheim, Freising, Garmisch, Herzbrunn, Hof, Ingolstadt, Kaufbeuren, Kempten, Kissingen, Kitzingen, Koburg, Neustadt, Kulmbach, Landshut, Lauf a. d. P., Lohr a. M., Marktredwitz, Munsiedel, Memmingen, Mühlhof, München-Pasing, Nürnberg-Fürth, Passau, Reichenhall, Rosenheim, Rothenburg o. d. R., Schwabach, Schwandorf, Schweinfurt, Sontheim, Oberdorf, Immenstadt, Starnberg, Straubing, Regensburg, Eitzenreuth, Eitz, Weiden, Weilheim, Würzburg.

VI. Die allgemeine Verbindlichkeit erstreckt sich nicht auf die örtlichen Bestimmungen zu § 3 Ziffer 2 des Reichsmanteltarifvertrages über die Festlegung des 1. Mai als Feiertag. Sie erstreckt sich ferner nicht auf die Tariflöhne der Bezirksvereinbarungen.

VII. Beginn der allgemeinen Verbindlichkeit: 1. Mai 1931.

VIII. Ende der allgemeinen Verbindlichkeit: Die allgemeine Verbindlichkeit endet, vorbehaltlich einer früheren Aufhebung durch den Reichsarbeitsminister, mit dem Reichsmanteltarifvertrag, spätestens am 30. April 1933.

Im Auftrage:

gez. Dr. Raldbrenner.

Eingetragen am 4. Mai 1931 auf Blatt 9920 Ibd. Nr. 1 des Tarifregisters.

(Unterschrift),
Registerführer.

Züchter der Schwarzarbeit

In der Malerzeitung „Die Mappe“ vom 24. Mai 1931 nimmt ein Gehilfe aus Gräfenhainichen zur Frage der Schwarzarbeit Stellung und vertritt dabei den Standpunkt, daß, nachdem die dortigen Meister nur mit Lehrlingen arbeiten und keine Gehilfen beschäftigen, den Gehilfen gar nichts anderes übrig bleibt, als sich selbst um Aufträge zu bemühen. Er macht dann Mitteilung von einem Meister, der nebenbei einen Farbenhandel betreibt und den bei ihm beschäftigten Lehrlingen das Material zur Ausführung von Schwarzarbeit liefert. Die Lehrlinge führen in nächster Nähe von Gräfenhainichen ganze Neubauten aus. Der Meister soll sogar dahin unterrichtet haben, bei etwaigen Schwierigkeiten anzugeben, daß sie die Arbeiten für ihren Lehrmeister ausführen.

Die Schriftleitung der „Mappe“ bemerkt dazu, daß sie noch mehr derartige Fälle aufzählen könnte. Auch der Name des Meisters sei ihr bekannt. Unter solchen Umständen sei selbstverständlich der Kampf gegen die Schwarzarbeit sehr erschwert. Das ist ganz unsere Meinung.

Filialkonferenz der Filiale Dresden

Am 18. und 19. April fand nach zweijähriger Pause wieder eine Filialkonferenz statt, die von 50 Vertretern aus allen Zahlstellen besucht war. Vor Eintritt in die Tagesordnung hatten die Vertreter Gelegenheit, eine schöne Ausstellung der Arbeiten vom Berufsausbildungskursus im Heim der Arbeiterwohlfahrt bei Moritzburg zu besuchen, wozu Herr Kunstmaler Neff eine Einführung und Erläuterung über den Sinn und Zweck des Kurses gab. Der Jungkollege Milde, als Teilnehmer des Kurses, schilderte in kurzen Worten seine Eindrücke vom Kursus, die die denkbar besten waren. Ueber das Gesehene und Gehörte waren die Delegierten hoch befreut.

Die reichhaltige Tagesordnung begann mit der Beratung über den Schiedspruch, der uns einen 10prozentigen Lohnabbau zumutete, worüber der Kollege Schulze infolge Verhinderung des Kollegen Bogt berichtete. Nach eingehender Aussprache wurde der Schiedspruch von der Filialkonferenz einstimmig abgelehnt.

Es folgten die Jahresberichte des Kollegen Schulze und des Kassierers, Kollegen Franz. Erfreulicherweise konnte berichtet werden, daß im Jahre 1930 trotz der katastrophalen Arbeitslosigkeit noch ein kleiner Mitgliederzuwachs zu verzeichnen war. Der Kollege Schulze ging sodann auf die vielen Arbeitsgebiete der Filiale ein. Er streifte Arbeitsrechtsfragen und die Vertretungen am Arbeitsamt, wo durch das Eingreifen der Organisation ganz bedeutende Erfolge zu erzielen waren. Einen besonderen Erfolg bedeutete zweifellos die Tätigkeit am Arbeitsamt wegen der Herausnahme unserer Kollegen aus der Saisonarbeitslosenunterstützung. Trotzdem die Berichte lückenhaft eingegangen waren, konnte festgestellt werden, daß für 281 Kollegen 11 627 M Arbeitslosenunterstützung zurückgezahlt wurden, die sich noch wesentlich erhöht, wenn man die zahlreichen Fälle berücksichtigt, wofür kein Bericht erstattet wurde. Auch in allen andern Fragen der Arbeitslosenversicherung konnten in zahl-

Kampf um den Lohn schärfste Formen angenommen, wie uns der Verlauf der letzten Lohnverhandlungen lehrte. Leider war es nicht möglich, den Lohn auf der bisherigen Höhe zu halten. Nach erbittertem Kampfe mußten unsere Vertreter sich den Schiedspruch des Unparteiischen gefallen lassen.

Die Forderung, die 40-Stunden-Woche einzuführen, um einen Teil der arbeitslosen Kollegen wieder in den Produktionsprozeß einzureihen, wurde von den Arbeitgebern abgelehnt. Nur die straffe und ungeschwächte Organisation hat es verhindert, daß den Forderungen der Arbeitgeber, die einen Lohnabbau von 30% und mehr verlangten, nicht entsprochen wurde. Das Gefühl, eine starke und gewerkschaftstreue Kollegenschaft hinter sich zu haben, gab den Vertretern die Kraft, sich mit aller Energie den Forderungen der Arbeitgeber entgegenzustellen.

Des weiteren berichtete Kollege Buch eingehend über die Lage im 3. Bezirk und verweist die Zahlstellenvertreter auf den Bericht der Bezirksleitung, der ausführlich alles schildert.

Zum Schluß forderte er die Zahlstellenvertreter und die anwesenden Vertrauensleute auf, stets zu werben für den Verband; immer und immer wieder die Kollegen darauf hinzuweisen, daß nur eine starke Organisation die Gewähr für eine anständige Entlohnung bietet.

Kollege Altenbernd ersuchte die Kollegen, in der Diskussion die Schwierigkeiten zu berücksichtigen, unter denen die Kommission verhandelt hat. Aus der sachlich geführten Aussprache ging hervor, daß alle Kollegen volles Verständnis für die außerordentlich schwierige Lage haben, unter der unsere Vertreter verhandeln mußten. Allgemein wurde bedauert, daß wir gezwungen sind, einen Lohnabbau anzunehmen; aber in Anbetracht der schlechten Konjunktur wäre es doch besser, das kleinere Übel zu wählen gegenüber einem tariflosen Zustand.

Nach dem Schlußwort des Referenten, das mit Beifall aufgenommen wurde, sprach Kollege Altenbernd im Namen der Versammelten dem Kollegen Buch Dank und Anerkennung aus und damit auch gleichzeitig den übrigen Mitgliedern der Verhandlungskommission.

Sodann gab der Geschäftsführer der Filiale, Kollege Bencke, ein übersichtliches Bild vom dem Stand der Organisation und der Tätigkeit des Filialvorstandes auf dem Gebiet der Arbeitsbeschaffung. Pflicht jedes organisierten Kollegen sei es, in der Werbearbeit nicht zu erlahmen, auch die Lehrlinge aufzuklären, damit jeder ein treuer Mitarbeiter der Organisation wird.

Auch hier ist die Aussprache sehr rege. Von dem Vertreter Hameln wurde gewünscht, daß die Zahlstellenleiter in allen Fragen des Arbeitsrechts ganz besonders unterrichtet werden müßten. Ebenso trat er dafür ein, daß in der Filiale Hannover das Vertretersystem eingeführt werde, da dadurch die Zahlstellen einen größeren Einfluß auf die Verwaltung gewinnen. Nach den Ausführungen einiger Kollegen aus Hannover wurde festgestellt, daß der Vorstand nicht gegen das Vertretersystem ist.

Nach Schluß der Konferenz blieb der größte Teil der Kollegen noch gemütlich beisammen und tauschte Erfahrungen und Erlebnisse gegenseitig aus.

Flensburg. Das Winterhalbjahr in der Jugendabteilung ist beendet. Die Versammlungen waren sehr gut besucht und wurden ausgefüllt mit Aussprachen über Berufs- und Gewerkschaftsfragen, wozubei auch es auch einen heiteren Abend. Ferner wurde ein Wettbewerb veranstaltet. Die Aufgabe bestand darin, einen Entwurf zu einem Aushängeschild für die Malergesellschaft herzustellen. Es wurden zehn Entwürfe abgegeben, die in der Gehilfenversammlung am 7. März bewertet wurden. Von der Malereigesellschaft waren 20 M als Preise gestiftet worden. Jungkollege Magnussen erhielt den 1. Preis, 3 M; Jungkollege Damm den 2. Preis, 5 M; Jungkollege Schröder den 3. Preis, 4 M, und Jungkollege Schmidt den 4. Preis, 3 M. Außerdem fand mit Hilfe der gewerblichen Berufsschule ein Kursus in Holz- und Marmorimitation statt, der von 15 Jungkollegen besucht war und einen guten Erfolg aufwies. Am 18. April wurde der Ehrenfest für die Jungkollegen, die in diesem Jahre zum Gehilfen ausgeschrieben wurden, 13 an der Zahl, festlich begangen. Eine stattliche Anzahl älterer Kollegen mit ihren Familienangehörigen sowie Eltern der Jungkollegen waren der Einladung gefolgt. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden, Kollegen Momme, führte Kollege Harloff in seiner Festansprache folgendes aus: Unter dem Druck der augenblicklich so schwer daniederliegenden Konjunktur im Malergewerbe sei es schwer, den Ton zu einer Festansprache zu finden. Er halte es für seine Pflicht, den hoffnungsfreudigen jungen Gehilfen noch einmal ins Gewissen zu reden, sich zu rüsten, um den schweren Daseinskampf zu bestehen. Das Lernen sei noch lange nicht zu Ende. Aber der einzelne steht oftmals ohnmächtig den Verhältnissen gegenüber, darum gelte es, Solidarität zu üben. Die Alten seien alle bereit, die Jungen zu unterstützen, denn sie hätten erkannt, daß Können und Wissen notwendig sind, um im Leben bestehen zu können. Seine Ansprache solle aber nicht ausfliegen in nur ersten Ermahnungen. Der Maler lasse den Kopf so leicht nicht hängen, und das sei gut. Alle müßten wie eine Familie zusammenhalten. Es gelte, sich der Alten würdig zu zeigen und ihr Werk weiterzuführen. Nachdem der Beifall verklungen, sprach der Jugendleiter, Kollege Simonson, ebenfalls zu Herzen gebende Worte an die Junggeheilen und bat den Altgeheilen, Kollegen Danielsen, nunmehr den neuen Gehilfen die Gefellenpreise zu überreichen. Diese marschierten nun stolz mit Dampf im Kreise ihrer Gleichgesinnten einher. In froher Eintracht blieben alle noch lange beisammen.

Schafft Arbeit für das Malergewerbe!



Meldet anstrichbedürftige Objekte an den Reichsausschuß für Sachwerterhaltung in Berlin!

Schutz vor Wetter und Verfall! Lack und Farbe Überall!

Meldekarten sind beim Filialvorstand zu haben.

reichen Fällen namhafte Summen für die Kollegen aus der Arbeitslosenversicherung gerettet werden. Der Bericht des Kollegen Schulze war ein treues Spiegelbild von der außerordentlich harten Kleinarbeit, die in der Filiale erledigt wurde.

Der anschließende Kassenbericht des Kollegen Franz, der trotz der ungünstigen Wirtschaftslage als befriedigend angesehen werden konnte, wurde den Kollegen durch recht interessante Vergleiche erläutert. Es wurden die einzelnen Zahlstellen gegeneinander ausgewertet, woraus klar ersichtlich war, wie in den einzelnen Zahlstellen gewirtschaftet worden war. Wenn es trotz der erhöhten Anforderungen der Filialkasse möglich war, noch ein kleines Plus derselben zu erreichen, so war das nur möglich durch intensivste Sparmaßnahmen des Filialvorstandes. Allen Kollegen wurde der Dank für ihre Mitarbeit zum Ausdruck gebracht und sie gebeten, auch im kommenden Jahre, trotz ungünstigster Voraussetzungen ihre ganze Kraft in den Dienst der Sache zu stellen.

Der Bericht der Revisoren bestätigte, daß durch beide Angestellte gute Arbeit geleistet worden war. Der beantragten Entlastung wurde einstimmig zugestimmt.

Die anschließende Neuwahl des Filialvorstandes und der Revisoren ergab die Wiederwahl der bisherigen Beisitzer. Gemäß § 5 Ziffer 7 des Verbandsstatuts stellten sich die Kollegen Schulze und Franz zur Wahl. Sie ergab in getrennter geheimer Abstimmung die fast einstimmige Wiederwahl beider Kollegen.

Einen großen Raum der Aussprache nahmen die gestellten Anträge zur Verbandsgeneralversammlung ein, die von zahlreichen Zahlstellen eingereicht worden waren. Fast ausnahmslos wurde eine weitgehende Verbesserung der Unterstüzungseinrichtungen beantragt. Die Filialverwaltung legte verschiedene Anträge vor, die sich mit unserm Verbandsstatut beschäftigten und als offizielle Anträge der Filiale Dresden an die Verbandsgeneralversammlung weitergeleitet wurden. Wodurch sich zum Teil die Anträge aus den Zahlstellen erledigten, zum andern Teil die brauchbaren Anträge von der Filialkonferenz übernommen worden waren.

Von den acht Kandidaten wurden folgende Kollegen zur Generalversammlung delegiert: 1. Franz Fieber (Nies), 2. Max Lehmann (Freital), 3. Max Schölzchen (Ramen) und 4. Fritz Schulze (Dresden).

Der nächste Punkt der Tagesordnung betraf Anträge innerhalb der Filiale, wo nach längerer Aussprache einige Veränderungen des Filialstatuts beschlossen wurden.

Anschließend fand eine rege Aussprache über die Verhältnisse in den einzelnen Zahlstellen statt, wobei die Delegierten gegenseitig ihre Erfahrungen und Kenntnisse austauschten. Nach zehnstündiger Beratung konnte der Kollege Schulze die Konferenz mit der Feststellung, daß diese Konferenz außerordentlich fruchtbare Arbeit geleistet hat, schließen, woran er den Wunsch knüpfte, auch in Zukunft alles zu tun, um die Filiale weiter vorwärtszubringen.

Zahlstellenkonferenz in Hannover

Am 26. April 1931 fand im Gewerkschaftshaus eine gut besuchte Zahlstellenkonferenz der Filiale Hannover statt. Von den 20 Zahlstellen der Filiale fehlte nur der Vertreter der Zahlstelle Nienburg. Kollege Buch schilderte in großen Zügen die Entwicklung unserer Bewegung und den Kampf, den die Gewerkschaften um Lohn und Tarife geführt haben. Auch in dieser Zeit hat der

Fremdwort „Kapital“

Von Dr. Otto Ehrlich.

„Kapital! Der eine stellt sich darunter eine Summe Geldes vor, der andere ein Bankgebäude und der dritte vielleicht eine Fabrik. Sie haben alle Recht, die Beispiele sind gut; aber wie erklärt man den Begriff „Kapital“?

Man teilt die auf der Welt vorhandenen Güter ein in Konsumgüter, das sind jene, die zu sofortigem Gebrauch geeignet sind, zum Beispiel Lebensmittel, und in Produktionsgüter — Produktionsmittel genannt — die der Erzeugung von Konsumgütern dienen, zum Beispiel Rohstoffe oder Maschinen. In der kapitalistischen Wirtschaft der Gegenwart steht die alleinige Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel nur einer kleinen Gruppe von Menschen zu, während die andern Menschen ihrer ermangeln. Konsumgüter zu ihrer eigenen Bedürfnisbefriedigung können sie ohne Produktionsmittel nicht herstellen und so müssen sie sich, um leben zu können, den Besitzern der Produktionsmittel gegen Lohn verbinden. Ist die Menschheit so in die Klasse der Besitzenden und in die Klasse der Besitzlosen gespalten, dann müssen sich diese von jenen ausbeuten lassen. In einer solchen Gesellschaftsordnung verleiht der Besitz der Produktionsmittel die Macht, sich arbeitsloses Einkommen, den Profit, zu verschaffen. Als solche Zaubermittel führen die Produktionsmittel den Namen Kapital. Zum Kapital gehört auch das allgemeine Tauschmittel Geld, um das man sich jederzeit Produktionsmittel beschaffen kann.

Das Kapital in der Hand einer Minderheit von Einzelpersonen ist von jeder Rücksicht auf das Gemeinwohl frei; dagegen lehnt sich das Interesse der Gesamtheit auf und so beginnt sie im Wege ihrer Interessenvertretungen, Staat, Gemeinde und sonstiger öffentlicher Körperschaften einen Kampf um die Ueberführung des Kapitals in öffentlichen Besitz.

Jeden Tag werden Teile der Produktionsmittel im Produktionsprozeß abgenutzt und müssen, soll der Betrieb ununterbrochen weitergeführt werden, erneuert werden. So bildet sich jeden Tag neues Kapital. Es werden aber mit freierender Ergiebigkeit der Arbeit nicht nur Mittel für die Erneuerung, sondern auch für die Erweiterung des Produktionsapparates verfügbar, das heißt es wird auch *zu s a z i e s* Kapital neu gebildet. Das geht so vor sich:

Am Ergebnis des Produktionsprozesses haben alle Beteiligten einen Anteil, aus dem Erlös der verkauften Ware beziehen sie ihr Einkommen, und zwar der Unternehmer den Profit, der Bodenbesitzer die Grundrente, der Kreditgeber den Zins und der Arbeiter den Lohn. Alles zusammen nennt man das Volkseinkommen. Es dient einerseits zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse, andererseits ist es die Quelle, aus der, wie oben dargestellt, Kapital neu gebildet wird. In früheren Zeiten wurde Kapital wirklich nur von den ersten Dreien, den Kapitalisten, gebildet; das Kapital aber, das heute aus dem Arbeitseinkommen von den Sozialversicherungsanstalten und von der organisierten Arbeiterschaft in Konsumvereinen, Arbeiterbanken, Gewerkschaften, Parteibetrieben gebildet wird, macht auch schon nennenswerte Beträge aus. Im Wege eines weitverzweigten Kreditwesens kommen sie der Produktion ebenso in Kapitalform zugute wie ein Teil der vom Staate aufgebrachtene Steuermittel, und zwar der Teil, der nicht als Beamtengehalt sofort in den Konsum übergeht, sondern für Bau und Erhaltung von Eisenbahnen, Straßen, Telephonanlagen, Elektrizitätswerken, Flugzeuglinien usw. verwendet wird.

Immerhin überwiegt die Kapitalbildung durch die Kapitalisten selbst noch ganz bedeutend, und es taucht die Frage auf, ob nicht die Gesamtheit mit den Machtmitteln des Staates einen wachsenden Teil des neugebildeten Kapitals an sich ziehen oder die Kapitalverteilung wenigstens zugunsten benachteiligter Schichten der Bevölkerung beeinflussen soll.

Begreiflicherweise wird dieses Begehren in demokratisch regierten Ländern am heftigsten, allerdings auch der Widerstand der Besitzenden gegen die Ausföhrung ihrer Briefschaften an die Allgemeinheit am erbittertesten sein. Um so mehr, als in der kapitalistischen Wirtschaft Kapitalbesitz gesellschaftliche und politische Macht und noch dazu in solcher Fülle verleiht, daß die Macht und gesellschaftliche Stellung der bevorrechteten Klassen früherer Geschichtsepochen dagegen verblaßt.

Eine charakteristisch für den Wandel der gesellschaftlichen Stellung eine Anekdote vom jüdischen Bankier Rothschild, der der Geldgeber vieler Aristokratenhäuser war.

Eines Tages besuchte ihn ein Abgesandter eines solchen und wird in Rothschilds Arbeitszimmer geführt. Dieser arbeitet gerade an seinem Schreibtisch und sagt, als ihm der Besucher gemeldet wird, ohne von seiner Arbeit aufzuschauen: „Bitte, nehmen Sie sich einen Stuhl!“ Nach einer Weile wird der Herr ungeduldig, räuspert sich und sagt mit schnarrender Stimme: „Pardon, ich bin der Graf...“ Rothschild will sich aber nicht stören lassen und fällt dem eingebildeten Grafen ins Wort: „Dann nehmen Sie sich bitte noch einen Stuhl!“

Die Zeit, für die diese Anekdote so richtig charakteristisch war, ist allerdings auch schon vorüber. Wohl ist die wirtschaftliche Macht der Kapitalisten riesig groß geworden, aber dafür hat das Proletariat in der Demokratie, wo für jeden Staatsbürger das gleiche Wahlrecht gilt, einen noch viel rascheren Zuwachs an politischer Macht erfahren.

Der Kampf zwischen der Klasse der Besitzenden und der Klasse der Besitzlosen um die Verfügung über das Kapital wird immer heftiger. Aber noch wissen viele arbeitende Menschen doch nicht, wo ihr Platz in diesem Kampfe ist. Darum muß Aufklärung verbreitet werden. Aufklärung verbreiten heißt aber eigentlich nichts anderes, als Fremdwörter ausdenken, wie „Kapital“ und „Proletariat“, „Demokratie“, „Streit“ und „Revolution“, und die Zusammenhänge zwischen diesen Begriffen herstellen.

Wenn dieser Aufklärungsarbeit einmal ein voller Erfolg beschieden sein wird, dann werden so manche Redensarten der deutschen Sprache eine neue Bedeutung erhalten

oder in ihrer alten Bedeutung von jedermann richtig verstanden werden.

Die Kapitalisten werden nicht länger vom Ertrag fremder Arbeit leben oder — wie die Lebensart sagt — sich mit fremden Federn schmücken können; es wird ihnen nicht mehr gelingen, den Arbeitern einen blauen Dunst vorzumachen. Die Proletarier, die seit Generationen von der Hand in den Mund leben, während die andern ihr Schafchen ins Trockene gebracht haben, sind durch den Schadenflug geworden und werden den andern nicht länger auf den Leim gehen. Die Besitzenden werden erkennen müssen, daß sie den Bogen überspannt haben: allzu scharf macht scharftig! Der Kapitalismus wird mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden und der Traum von der Weltherrschaft des Kapitals ausgeträumt sein.

Schloß Zinz als proletarische Bildungsstätte

Könnte das nunmehr bald 200 Jahre alte Schloß, in der Nähe der Industriestadt Gera gelegen, erzählen, kraft läme der Wandel der Zeiten zum Ausdruck. Ein fangengenozwingli der Krieger von 1870/71 — Herberge der Verwundeten des letzten Weltkrieges — und heute Hochburg sozialistischer Bildungsarbeit.

42 junge Menschen aus allen Teilen Deutschlands und die verschiedensten Berufe sind vertreten. Fast alle arbeiten für die Gewerkschaft, Jugend oder Partei. Die Mehrzahl der Kurssteilnehmer ist arbeitslos und nutzt die Zeit zum eifrigen Studium.

Was wird gelehrt?

Im Mittelpunkt steht die Wirtschafts- und Gesellschaftslehre. Knapp umfassen die Wirtschaftskunde, die etwa folgende Gebiete: Grundlagen der Wirtschaftstheorie (Wert-, Mehrwert-, Kapital-, Konjunkturlehre, Kapitalkonzentration), Geldwesen und Finanzkapital (Geld- und Währungsfragen, Leihkapital, Bank- und Börsenwesen), Finanzwirtschaft (Staatsfinanzen, Finanzpolitik und Steuerfragen), Weltwirtschaft und Handelspolitik, Agrarwirtschaft und Agrarpolitik. Ferner Organisationsformen der kapitalistischen Wirtschaft (Kartelle, Trusts, Konzerne), gemeinwirtschaftliche Organisationsfragen (öffentliche Unternehmungen, Genossenschaftswesen, Sozialisierungsfragen).

Die Gesellschaftslehre umfaßt unter andern die Grundlagen der menschlichen Wirtschaft und Gesellschaft, die Entwicklung der Menschheit, kurz gesagt die gesamte Geschichte vom Altertum und Mittelalter bis zur neuesten Zeit unter Berücksichtigung der sozialen Strömungen. Es wird gelehrt, wie die Arbeiterbewegung ein Produkt des Kapitalismus ist, nicht nur in Deutschland, sondern vorher schon in England, dann in Frankreich und dann erst in Deutschland. Die Untersuchung der Entwicklungen und Vorgänge kurz vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege wird den Abschluß dieses Gebietes bilden.

Ein anderes wichtiges Kapitel ist die Behandlung der Literatur und Kunst. Aus der sozialen Struktur ihrer Zeit lernen wir die geistigen Führer verstehen, lernen begreifen, warum dieser so war und jener so war.

Den meisten neu und doch von großer Bedeutung ist das Gebiet „Technik der geistigen Arbeit“. Hier soll vor allem erzielt werden, unter möglichst geringem Aufwand an Zeit und Nervenkraft die denkbar größten Erfolge zu erreichen. Ferner wird zum logischen Denken und Reden erzogen. Besonders wichtige und umstrittene Fragen werden in abends stattfindenden Seminaren behandelt.

Rein Gebiet kann in der Kürze der Kursdauer (4½ Monate) erschöpfend behandelt werden, aber das Wichtigste wird erreicht: allen ein Wegweiser zu sein, um dann das Gehörte auszubauen und sich selbst geistig zu bereichern.

Der Unterricht wird in Form einer Arbeitsgemeinschaft abgehalten. Rede und Gegenrede klären umstrittene Punkte. Besichtigungen von Betrieben, literarische Abende und Lichtbildervorträge ergänzen den Unterricht.

Die Mittel für den Unterhalt der Schule sind sorgfältig bemessen und wird Garten- und Hausarbeit von den Schülern selbst besorgt. Beides bewährt sich als gute Entspannung von der geistigen Arbeit.

So erarbeiten sich junge Menschen das Wissen, das ihrer Klasse dienen soll. Wohl keiner wird sich, zurückgekehrt in die Bewegung, zu gelehrt fühlen, um dem Grundstock einer jeden Bewegung, der Kleinarbeit, den Rücken zu kehren. Dessen bewußt werden sie in die Reihen ihrer Klassengenossen zurückkehren und Seite an Seite mit ihnen kämpfen. Hermann Hilpman.

Aus Unternehmerkreisen

In der Zeitschrift „Das Maler- und Tischergewerbe“, amtliches Organ des Landesverbandes Pfalz, lesen wir folgendes:

Gründung einer Entschädigungsgesellschaft des deutschen Handwerks für Streitverluste e. V.

Von der Gruppe der Fachverbände im Reichsverband des deutschen Handwerks war seinerzeit eine Gutachterkommission eingesetzt mit dem Zwecke, zu prüfen, ob dem Handwerk der Abschluß von Streitversicherungsverträgen beim Industrieversicherungsverband, Dresden, oder beim Deutschen Streikschutz e. V., Berlin, empfohlen werden könnte. Die Gutachterkommission kam auf Grund ihrer Arbeiten zu dem Beschluß, die Gründung einer eigenen Entschädigungsgesellschaft des deutschen Handwerks zu empfehlen, die ihre Rückversicherung beim Deutschen Streikschutz e. V., Berlin, decken solle. Die Gruppe der Fachverbände kam in ihrer Sitzung vom 28. April 1931 dieser Empfehlung des Gutachterausschusses nach und gründete die „Entschädigungsgesellschaft des deutschen Handwerks für Streitverluste e. V.“ Von der ersten Mitgliederversammlung wurden die Organe der Gesellschaft wie folgt besetzt:

1. Aufsichtsrat:

1. Hansen, Hamburg, Maler- und Lackiererhandwerk;
2. Ollas, Dresden, Tischlerhandwerk;
3. Volkmann, Berlin, Schlosserhandwerk;
4. Dr. Schild, Hannover, Schuhmacherhandwerk;

5. Möller, Leipzig, Schlosserhandwerk;
6. Dr. Grundmann, Berlin, Bauhandwerk.

Als Ersatzmänner:

1. Kruse, Berlin, Malerhandwerk;
2. Jacob, Hannover, Tischlerhandwerk;
3. Dr. Groß, Berlin, Schlosserhandwerk;
4. Decker, Hannover, Dachdeckerhandwerk;
5. Legtmeyer, Bremen, Mechanikerhandwerk;
6. Runtz, Berlin, Klempnerhandwerk.

Die Ersatzmänner gelten nach der Nummernfolge als Ersatz für das unter gleicher Nummer genannte Mitglied.

2. Der Vorstand:

Francois, Magdeburg, Schlossermeister, Heinze, Hannover, Tischlermeister, Nitow, Berlin, Syndikus, zweiter stellvertretender Vorsitzender.

3. Schiedsrichter:

Derlien, Hannover, Hermann, Berlin, Generalsekretär, Stellvertreter.

Berufsunfälle

Röln. Auf dem Fordgelände verunglückten bei der Firma Otto Bepler die Kollegen Riegel und Krauthäuser durch Sturz von einem Gerüst. Während Riegel mit leichteren Verletzungen davonkam, erlitt Krauthäuser einen so schweren Bruch des rechten Unterarmes, daß mit der Amputation gerechnet werden muß.

Auf der gleichen Arbeitsstelle fiel bei der Firma Niederhäuser der Kollege Heideke vom Gerüst und erlitt einen Unterschenkelbruch. Die Unfälle sind hauptsächlich auf das unerhörte Antreiberstystem zurückzuführen.

Gewerkschaftliches

Gustav Heinte †

Am 26. Mai 1931 ist ganz unerwartet Gustav Heinte, der langjährige Sekretär für Bauarbeiterchutz, in Ymenau i. Ch. gestorben. Der geistig und körperlich noch so regsame Kampfgenosse befand sich während der Pfingsttage auf einer Erholungsreise, wo ihn der Altbewinger Tod ereilte. Was Gustav Heinte für die Arbeiterbewegung, speziell für die Gewerkschaftsbewegung in seinen langen arbeitsreichen Leben geleistet, darauf ist in großen Umrissen anläßlich seines 80. Geburtstages in Nr. 40 des „Maler“ von 1930 hingewiesen worden.

Von Beruf Tischler, hat er sich schon unter dem Sozialistengesetz innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung betätigt. Von 1892 bis 1894 war Freund Heinte Redakteur des Fachorgans der Tischler und wurde dann später vom damaligen Malerverband in Hamburg zum Vorsitzenden der Bauarbeiterchutzkommission berufen. Zu der gleichen Tätigkeit ist er im Jahre 1910 von der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands (heute der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund) berufen worden. Bis zum Jahre 1923 war er aktiv tätig und nahm mit 72 Jahren seinen Abschied. Aber auch als Pensionierter hatte Gustav Heinte nicht einen Augenblick aufgehört, mit seinem ganzen Herzen und seinem immer beweglichen Geist sich für die Arbeiterbewegung und in dieser besonders für den Bauarbeiterchutz zu interessieren. Wenn in Deutschland der Bauarbeiterchutz mehr entwickelt ist als in allen andern Ländern, so ist das nicht zum geringsten Gustav Heinte zu danken, der in Wort und Schrift für das, was er als seine Lebensaufgabe betrachtet hat, bis zum letzten Atemzuge gewirkt hat. Leider ist ihm die Freude, an dem im Juni in Berlin tagenden Bauarbeiterchutzkongreß teilzunehmen, versagt geblieben.

Das Andenken dieses erprobten Kämpfers werden wir stets in Ehren halten.

Gewerkschaftsveteranen.

In diesen Tagen konnten die Genossen Bodt, Gotha, und Scherm, Stuttgart, ihren 85. Geburtstag feiern. Beide Genossen sind alte Bekannte in der Gewerkschaftsbewegung. Bodt war 1873 bereits Präsident in der Schuhmachergewerkschaft. Lange Jahre redigierte er als Redakteur die „Schuhmacher-Zeitung“. Seit 1884 bis 1930 gehörte er dem Reichstag an. Genosse Scherm war langjähriger Redakteur der „Metallarbeiter-Zeitung“. Als er vor 10 Jahren in den Ruhestand trat, wurde er mit der Geschichtsschreibung der Metallarbeiter beauftragt. Beide Jubilare haben für die Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung bedeutende Arbeit geleistet und dazu beigetragen, der Gewerkschaftspresse zu ihrem heutigen Ansehen zu verhelfen. Wir wünschen dem Jubilaren bei bester Gesundheit einen schönen Lebensabend.

Nachtbrotverbot und Brotpreis.

Von reaktionärer Seite wird wieder einmal gegen das gesetzliche Nachtbrotverbot angestürmt, angeblich, um eine Verbilligung des Brotpreises durchzuführen zu können. Der Verband der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter hat sofort beweiskräftiges Material zusammengestellt, woraus hervorgeht, daß von einer Verteuerung des Brotes durch das Nachtbrotverbot keine Rede sein kann. Von den Großbäckereien kommen nur 81 für einen Dreifachbrotbetrieb in Frage, da sie mehr als 20 Arbeiter im Backprozeß beschäftigen. Der Lohnanteil bei einem Brot beträgt 6 bis 7%. Bei einem Durchschnittsbrotpreis von 38,8 je Kilogramm entfallen 5,84 auf die Herstellungskosten. Damit dürfte die Behauptung entkräftet sein, daß durch die Aufhebung des Nachtbrotverbots der Brotpreis um 4 bis 7% gelassen werden kann. Würde die Nachtarbeit wieder zugelassen, dann würde, gemessen am Gewicht des Berliner Brotes, auf 8 beziehungsweise 4 Brote eine Tripplins von

1 3 entfallen. Die Verteuerung des Brotes liegt also nicht am Nachtbrotverbot, sondern an der Hinaufschraubung der Rohstoffpreise durch die Zoll- und Wirtschaftspolitik. Das Nachtbrotverbot ist eine Kulturerbengeschichte, an der nicht gerüttelt werden darf.

Flinstagewoche bei hohen Löhnen!

Das Problem „Verkürzung der Arbeitszeit“ bildet noch immer den wichtigsten Behandlungssstoff des internationalen Schrifttums. Man kann sich drehen und wenden wie man will: die Arbeitslosigkeit bleibt hoch, sie kann nur durch eine Verkürzung der Arbeitszeit erfolgreich bekämpft werden. Allgemein muß diese Auffassung auch in Unternehmerkreisen Anklang finden. Recht interessant sind Strömungen, die man in den Vereinigten Staaten zu beobachten Gelegenheit hat. Der amerikanische Korrespondent des „Berliner Tageblatt“ berichtet in Nr. 218 über die Flinstagearbeit in Amerika. Aus den aufschlußreichen Ausführungen heben wir folgendes hervor:

„Eine enorme, wenn auch vielfach nur scheinbare Geldflüssigkeit besteht. Ueberflüsse größten Stils an Getreide und Baumwolle, und dennoch Not! In irgendeiner Form muß dem Konsumenten mehr Kaufkraft zugeleitet werden. Was bleibt, als die eigenen Gewinne zu beschneiden? Sonst leiden auf die Dauer beide Teile. Die so sprechen, nehmen, nachdem sie sich von der ersten Ueberzeugung erholt haben, mit Vergnügen das Argument auf, diese Darstellung sei schließlich nicht von den marxistischen Lehren verschieden: Die an der Maschine arbeiten, bekommen in der kapitalistischen Ordnung zu wenig, die die Maschinen-Produktionsmittel besitzen, zu viel. Akkumulation auf der einen, Kaufunfähigkeit auf der andern Seite. Und daran geht die ganze Ordnung auf die Dauer zugrunde! Im ganzen, wird darauf erwidert, sind in der bisherigen Weltordnung alle aufgeteilt. Die Möglichkeiten unseres Systems müssen nur richtig ausgenutzt werden: Flinstagewoche. Wird sie eingeführt, werden nicht nur mehr Leute da sein, die die Produktion verschleppen, sondern es wird auch erwartet, daß sie je mehr ausgehen, je mehr Mühe sie genießen. Aber das alles setzt das eine voraus, daß die Flinstagewoche ohne Lohnsenkung Wirklichkeit wird. In der Tat ist sich alles, wenigstens theoretisch, darüber klar, daß die Löhne in jedem Fall, noch gehalten werden müssen wie bisher, wenn man das Ziel erreichen will.“

Diese Beobachtungen des Berichterstatters des „D. Z.“ bestätigen die Auffassung der Gewerkschaften über die Notwendigkeit der Arbeitszeitverkürzung. Wenn man sich in den Vereinigten Staaten wenigstens theoretisch darüber klar ist, daß die Löhne hochgehalten werden müssen, so ist das nicht der Fall bei den europäischen Unternehmern. Im Gegenteil verfechten diese die Auffassung von der Notwendigkeit niedrigerer Löhne. Ein solcher Lohnbruch oder die Nichtausgleichung herabgesetzter Arbeitszeit würde die Krise nur verschärfen. Die Gewerkschaften müssen in der ganzen Welt versuchen, Löhne, Arbeitszeit und hohe Erträge zusammen auf einen Nenner zu bringen. Erstes ist durch die technische Entwicklung bedingt, und letztere nur möglich durch die Bereicherung der Weltwirtschaft durch Rohstoffüberfluß und größerer Ergiebigkeit menschlicher Arbeitskraft.

Sozialpolitisches

Die Genossenschaftsbewegung im faschistischen Italien.

Während sich die nationalsozialistische Presse Deutschlands mit Schmähartikeln über die Konsumgenossenschaften erhist und ihnen ebenso die Zertrümmerung angelastet hat, wie den Gewerkschaften, wenn das „Dritte Reich“ gekommen sein werde, macht die italienische Genossenschaftsbewegung, wie Prof. Cotomianz in einer interessanten informativischen Skizze in der „Konsumgenossenschaftlichen Rundschau“ mitteilt, lebhaft Fortschritte unter dem faschistischen Regime. Als Parallele mag nebenbei bemerkt sein, daß auch das unter bolschewistischem Regime stehende russische Genossenschaftswesen einen großen Anteil an der Wirtschaft seines Landes besitzt, allerdings der staatlichen Bürokratie ausgeliefert ist, was vom italienischen nicht gesagt werden kann. Hier greifen erst die Staatskommissare ein, wenn Sanierungen erforderlich sind. Aus der soeben gezogenen Parallele geht jedenfalls ganz zweifelsfrei hervor, daß selbst in Ländern, die von gegensätzlichen Diktaturen betroffen sind, wie Italien und Rußland, die Genossenschaften und erst recht die der Verbraucher als unentbehrlicher Bestandteil der Volkswirtschaft erhalten bleiben, ja sogar gefördert werden. Und wenn die deutschen Faschisten für ihr italienisches Vorbild schwärmen, so werden sie nicht übersehen können, daß ihre Hege gegen die Konsumgenossenschaften, die ausgerottet werden sollen, einfach an der Macht ökonomischer Entfaltungen scheitern wird. Was Mussolini überhaupt zu anfänglichen terroristischen Maßnahmen gegen die Konsumgenossenschaften veranlaßt haben mag, scheint zum Teil ihr politischer Charakter gewesen zu sein, — es gab sozialistische, katholische, liberale und andere Konsumvereine! — zum größten Teil aber der Umstand, „verdiente“ faschistische „Bonzen“ in warmen Betten unterzubringen. Heute bemühen sich sogar die großen italienischen Tageszeitungen in Rom, Mailand, Turin usw. in Leitartikeln für die gesamte Genossenschaftsbewegung zu werden, insbesondere nachdem erkannt und festgestellt wurde, daß die Konsumgenossenschaften durch ihre regulierende Tätigkeit einen Preisabbau von mindestens 10 % im Privathandel herbeiführten.

Der Nationalverband der italienischen Genossenschaften (Sis i Rom) zählt 8391 Organisationen mit rund 7 Millionen Mitgliederfamilien. Davon sind 3333 Konsumgenossenschaften mit 827 000 Mitgliederfamilien und einem Jahresumsatz von rund 1500 Millionen Lire (zirka 30 Millionen Mark). Darunter befinden sich sehr große Organisationen, wie der schon in Vorkriegszeit weltbekannte Arbeiterkonsumverein von S. Cristoforo und S. Andrea, der rund 40 000 Mitgliederfamilien zählt mit

einem Jahresumsatz von rund 82 Millionen Lire (rund 13,5 Millionen Mark). Da der Verein eine große Schlächterei besitzt, so ersparen die Mitglieder allein beim Fleischkauf jährlich 6,5 Millionen Lire (zirka 1 1/2 Millionen Mark). Die Turiner Konsumgenossenschaft zählt 30 000 Mitgliederfamilien mit einem Jahresumsatz von 93 Millionen Lire (zirka 19 Millionen Mark). Im Besonderen der Konsumgenossenschaft befinden sich eine eigene Mühle, Bäckerei, Wurstfabrik, Kaffeebrennerei, Eisfabrik und ein gemischtes Laboratorium. Sie schickt jährlich 700 Kinder ihrer Mitglieder in kostenlose Ferienaufenthalte ans Meer und auf die Berge. Besonders erwähnenswert ist noch ein in der Provinz Toscana befindlicher größter ländlicher Konsumverein, der in verschiedenen Dörfern zusammen 10 000 Mitgliederfamilien zählt und in 55 Verteilungsstellen einen Jahresumsatz von 23 Millionen Lire (zirka 5 Millionen Mark) erzielt. Wenn man daneben die Hege der deutschen Mittelstandspolitiker, Bauernbündler und Nationalsozialisten unter dem Landvolk gegen die Konsumgenossenschaften stellt, dann fängt man an sich zu — schämen. Für die andern natürlich. Der große Mailänder Konsumverein (Unione Cooperativa), der in Vorkriegszeiten als Vorbild des italienischen Konsumvereinswesens in der ganzen Welt bekannt war, scheint in große Schwierigkeiten geraten zu sein, deren Ursachen nicht genau erkennbar sind.

Neben den Konsumgenossenschaften, Landarbeiter- und Kreditgenossenschaften spielen auch die Baugenossenschaften in der Zahl von 494 mit rund 50 000 Mitgliedern eine große Rolle in der Bauwirtschaft Italiens. Der Wert der von ihnen erstellten Häuser beläuft sich heute auf rund 1200 Millionen Lire (zirka 250 Millionen Mark). Im ganzen zählt das faschistische Italien 13 000 Genossenschaften mit rund 3 Millionen Mitgliedern, die aber ihre Duldung nicht dem staatspolitischen System, sondern ganz einfach der volkswirtschaftlichen Notwendigkeit verdanken. Eine Lehre für die National-„sozialistische“ Deutsche „Arbeiterpartei“.

Nur langsame Besserung des Arbeitsmarktes.

Die Zahl der bei den deutschen Arbeitsämtern gemeldeten Arbeitslosen hat in der ersten Hälfte des Monats Mai um 147 000 auf 4 211 000 abgenommen. Diese Entlastung kann angesichts der hohen Zahl der Arbeitslosen als gering bezeichnet werden, übersteigt aber die Besserung, die im Vorjahr in dieser Zeit zu verzeichnen war. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung ging um 174 000 auf 1 713 000 zurück. Die Belastung der Krisenfürsorge nahm um 11 000 auf 914 000 zu. Ein großer Teil der aus der Unterstützung-ausscheidenden Erwerbslosen wurde der Betreuung der öffentlichen Fürsorge, besonders den Gemeinden, überantwortet. Der größte Teil der vom Arbeitsmarkt abgegangenen Erwerbslosen wurde von den Saisonaußenberufen aufgenommen. Jedoch läßt die Aufnahmefähigkeit der Landwirtschaft nach und die des Baugewerbes ist nach wie vor gering. Die Besserung des Arbeitsmarktes im Bekleidungs-gewerbe hat sich fortgesetzt. Im Spinnstoffgewerbe waren die Verhältnisse uneinheitlich und im Steintohlenbergbau hat sich der Abbau der Belegschaften fortgesetzt. Einzelne Zweige der Metallverarbeitung erfahren bezüglich einer gewissen Stützung. So hat sich der Beschäftigungsgrad gebessert in den Bezirken Nordmark, Niedersachsen und Mitteldeutschland. Zweige des Nahrungsmittelgewerbes und des Gastwirtschaftsgewerbes erfahren eine Entlastung. Die Zahl der arbeitslosen Angestellten nahm zu.

Wirtschaftspolitisch

Das Geheimnis einer erfolgreichen Wirtschaft.

Noch immer brüten die besten Köpfe der Wirtschaft, Finanz und Wissenschaft, darüber, wie der fehlerhafte Zirkel der kapitalistischen Wirtschaft umgeleitet werden kann. Wenn eine grundlegende Gesundung der Weltwirtschaft im großen und der Nationalwirtschaft im kleinen nicht so leicht zu erreichen ist, so dürfte doch die Problemstellung nicht allzu schwer sein. Der amerikanische Warenhausbesitzer Filene hat das Geheimnis einer erfolgreichen Wirtschaft einmal folgendermaßen dargestellt: „Wenn die Massenerzeuger Schwierigkeiten beim Verkauf ihrer Erzeugnisse haben, so hat dies darin seinen Grund, daß die Volksmasse noch nicht das kaufen können, was sie kaufen möchten. Heute kann wegen Mangel an Kaufkraft ein Markt sehr leicht mit jeder Güterart gefüllt werden. Aber die Zeit ist noch fern, wo der Sättigungspunkt für fast jedes nützliche Produkt erreicht sein wird, weil der Konsument sich nichts wünscht. Alles hängt von der wirklich vorhandenen Nachfrage ab. Diese aber ist abhängig von dem Verhältnis des Verkaufspreises zur Kaufkraft. Mit Hilfe einer wahrhaftigen wissenschaftlichen Reklame erhält die Massenproduktion die Fähigkeit, einen beträchtlichen Teil der möglichen Nachfrage zu verwandeln, ohne Zuflucht zu einer kostspieligen Hochdruckveräußerung zu nehmen. Es ist immer anerkannt worden, daß einer der erfolgreichsten Wege zu verkaufen darin besteht, einen niedrigen Preis zu berechnen; natürlich muß dabei die Qualität beachtet werden. Es gibt doch mehr Personen, die vier Dollar für ein Paar guter Stiefel bezahlen können und werden, als zehn Dollar. Diese Tatsache erwähne ich nur deswegen, weil ihre Bedeutung noch nicht allgemein anerkannt zu sein scheint, sonst würden mehr Unternehmungen ihre Warenpreise so niedrig stellen, daß sich ihre Fabrikate von selbst verkaufen.“

Es dürfte gerade heute angebracht sein, sich dieser Richtlinien eines erfolgreichen Wirtschaftsführers zu erinnern.

Die ratlosen Wirtschaftsführer.

Eine Reihe großer Tagungen wirtschaftlicher Art haben in der letzten Zeit stattgefunden. Die Generalversammlung der Bank für internationalen Zahlungsausgleich führte 70 Notenbankleiter und andere führende

Persönlichkeiten aus 24 Ländern zusammen. In Washington tagte die Internationale Handelskammer, wo hunderte der besten Köpfe aus allen Ländern über internationale Probleme berieten. Weber von Basel noch von Washington hat die leidende Menschheit erlösende Vorschläge gehört. Der leitende Redakteur des Handelsstells der „Voss“, Dr. Lewinsohn, war auf der Tagung der Internationalen Handelskammer. Weber die Frage, was die führenden Wirtschaftspersönlichkeiten zur Beseitigung der Wirtschaftskrise zu sagen hatten, schreibt Lewinsohn folgendes:

„Die Antwort ist erschütternd. Ein Vakuum tut sich auf. Keine Lösung, kein greifbarer Plan, kein Vorschlag, mit dem man heute oder morgen etwas anfangen kann. Ein paar allgemein gehaltene Formulierungen und Empfehlungen über bessere Kapitalverteilung, über eine vernünftigeren Handels- und Währungspolitik, ein paar kleine technische Uebereinkünfte: das ist alles. Die Hilflosigkeit, mit der die Leiter der Wirtschaft der Krise gegenüberstehen, ist erschreckend. Es scheint fast, als ob Amerika noch ratloser ist als Europa. Man fängt hier erst an, Probleme und Irrtümer zu entdecken, mit denen man sich in Europa schon bis zum Ueberdruß beschäftigt hat. Es war der tragische Höhepunkt dieses Kongresses, als der Präsident der First National Bank von Chicago, Melvin A. Trahlor, ein Selbmademan, der sich in jungen Jahren vom Straßensänger zu einer der angesehensten amerikanischen Finanzgrößen emporgearbeitet hat, aufstand sich an die Brust schlug und in den Saal hineinrief: Wo sind die Industriellen, die vor dem Zusammenbruch rechtzeitig gewarnt haben? Wo sind die Finanziers, die sich dem Expansionsdrang der Industrie entgegengestellt haben? Wo sind die Bankleute, die das Publikum vor waghalsigen Spekulationen bewahrt haben?“

Das ist eine treffende Kennzeichnung der Rat- und Hilflosigkeit der derzeitigen Wirtschaftsführer. In dieser Situation wissen sie weiter nichts zu erwidern, als daß die „hohen“ Löhne und die Sozialpolitik an der Wirtschaftskrise schuld sind und diese nur durch deren Reduzierung beseitigt werden könnte. Es wird für alle Seiten die Tatsache festgehalten werden müssen, daß die sogenannten Wirtschaftsführer die große Weltwirtschaftskrise über sich hereinbrechen lassen, ohne irgendwie zur Eindämmung oder Beseitigung derselben Vorschläge gemacht zu haben.

Sozialpolitisches

Arbeitsaufnahme in „gesperrten“ Betrieben.

Nach den Bestimmungen des Arbeitslosenversicherungsgesetzes ist der Arbeitslose verpflichtet, eine ihm angebotene oder zugewiesene Arbeit anzunehmen. Verweigert er die Annahme einer Arbeit, so kann dies für ihn schwere finanzielle Nachteile bringen. Das Arbeitsamt kann ihm deswegen die Unterstützung für eine bestimmte Zeit verweigern. Es kann ihm, wie es im Gesetz heißt, eine Sperre auferlegen. Diese Sperre beträgt im allgemeinen sechs Wochen, sie kann bis auf drei Wochen herabgesetzt, jedoch auch bis auf die Dauer von zwölf Wochen verlängert werden. Es gibt aber auch eine ganze Reihe Fälle, bei denen Vorliegen der Arbeitslose eine angebotene Arbeit ablehnen kann, ohne daß er Rechtsnachteile (Unterstützungssperre) für sich zu besorgen braucht. Diese Fälle und Möglichkeiten sind im § 90 des erwähnten Gesetzes einzeln festgelegt. So braucht nach dieser Vorschrift eine Arbeit nicht angenommen zu werden, die durch Streit oder Aussperrung frei geworden ist. Diese Vorschrift gilt aber nur für die Dauer des Streiks oder der Aussperrung. Die Rechtslage ist ganz klar, so daß auf dieselbe nicht näher eingegangen zu werden braucht. Es kann und darf nach dem Willen des Gesetzgebers dem Arbeitnehmer eine Arbeit in einem bestreikten oder ausgesperrten Betriebe nicht zugemutet oder von ihm verlangt werden.

Außer Streit und Aussperrung gibt es aber noch andere Wirtschaftskämpfe. So verhängen die wirtschaftlichen Vereinigungen der Arbeitnehmer (Gewerkschaften) in immer zunehmendem Maße eine sogenannte „Sperre“, ehe sie zu dem letzten Kampfmittel, dem Streit, greifen. Was unter dieser „Sperre“ zu verstehen ist, braucht an dieser Stelle wohl nicht erst besonders erläutert zu werden. Was jetzt war die Frage strittig, ob ein Arbeitsloser in einem solchen gesperrten Betriebe eine Arbeit anzunehmen verpflichtet war oder nicht. Diese Streitfrage ist durch eine Entscheidung des Reichsverwaltungsamtes vom 4. April 1930 geklärt. Es heißt in dieser für alle Freigewerkschafter äußerst wichtigen Entscheidung:

„Wird von einer Arbeitnehmerorganisation über einen Betrieb die Sperre verhängt, weil der Arbeitnehmer den Tarifvertrag nicht innehält, so darf ein Arbeitsloser, für den dieser Tarifvertrag in Frage kommt, die Arbeit in dem Betriebe ablehnen.“

Aus der Begründung zu dieser Entscheidung sind folgende Ausführungen erwähnenswert: „Der Gesetzgeber hat als selbstverständlich vorausgesetzt, daß eine Arbeit, die gegen die guten Sitten verstößt, niemals von einem Arbeitslosen verlangt werden kann. Für den Arbeitnehmer wird eine Arbeit in der Regel dann als gegen die guten Sitten verstößend anerkannt werden können, wenn die Verrichtung dieser Arbeit sich gegen die eigenen Berufsgenossen auswirkt und deren gemeinsame Interessen verletzt. Nach dem Grundgedanken der Tariftreue, der weitgehend die Anschauungen und Rechtsverhältnisse auf dem deutschen Arbeitsmarkt beherrscht, wird es als Verstoß gegen die guten Sitten angesehen, wenn ein Arbeitgeber einen für allgemeinverbindlich erklärten Tarifvertrag nicht einhält und durch untertarifliche Entlohnung seiner Arbeiter die tariftreuen Wettbewerber unterbietet, also deren rechtliche Bindung, der er sich selbst entzieht, zu ihrem Schaden und zu seinem Vorteil ausnützt. Dementsprechend wird es sittlichen Bedenken begegnen, wenn bei einem solchen Arbeitgeber ein unter den Tarifvertrag fallender Arbeitnehmer eine Arbeit zu tarifvertragswidrigen Bedingungen aufnimmt und ausführt.“

Diese Entscheidung ist weit über ihre sachliche und rechtliche Bedeutung hinaus wichtig. Es ist in ihr in nicht

